

INFORMATION TO USERS

This dissertation was produced from a microfilm copy of the original document. While the most advanced technological means to photograph and reproduce this document have been used, the quality is heavily dependent upon the quality of the original submitted.

The following explanation of techniques is provided to help you understand markings or patterns which may appear on this reproduction.

1. The sign or "target" for pages apparently lacking from the document photographed is "Missing Page(s)". If it was possible to obtain the missing page(s) or section, they are spliced into the film along with adjacent pages. This may have necessitated cutting thru an image and duplicating adjacent pages to insure you complete continuity.
2. When an image on the film is obliterated with a large round black mark, it is an indication that the photographer suspected that the copy may have moved during exposure and thus cause a blurred image. You will find a good image of the page in the adjacent frame.
3. When a map, drawing or chart, etc., was part of the material being photographed the photographer followed a definite method in "sectioning" the material. It is customary to begin photoing at the upper left hand corner of a large sheet and to continue photoing from left to right in equal sections with a small overlap. If necessary, sectioning is continued again – beginning below the first row and continuing on until complete.
4. The majority of users indicate that the textual content is of greatest value, however, a somewhat higher quality reproduction could be made from "photographs" if essential to the understanding of the dissertation. Silver prints of "photographs" may be ordered at additional charge by writing the Order Department, giving the catalog number, title, author and specific pages you wish reproduced.

University Microfilms

300 North Zeeb Road
Ann Arbor, Michigan 48106

A Xerox Education Company

73-14,372

BRATE, Gertrud H., 1902-
ÜBER DEN BEGRIFF DER EHRE IM WERKE THEODOR
FONTANES. [German Text]

The City University of New York, Ph.D., 1973
Language and Literature, modern

University Microfilms, A XEROX Company, Ann Arbor, Michigan

© 1973

Gertrud H. Brate

ALL RIGHTS RESERVED

UBER DEN BEGRIFF DER EHRE IM WERKE THEODOR FONTANES

von

GERTRUD BRATE

A dissertation submitted to the Graduate Faculty in Germanic Languages and Literatures in partial fulfillment of the requirements for the degree of Doctor of Philosophy, the City University of New York.

1972

This manuscript has been read and accepted for the Graduate Faculty in Germanic Languages and Literatures in satisfaction of the dissertation requirement for the degree of Doctor of Philosophy.

Jan 10, 1973
date

E. Albin T. Koenig
Chairman of Examining Committee

January 11, 1973
date

Seymour L. Flaxman
Executive Officer

Professor Alfred Anger

Professor Herbert R. Liedke

Supervisory Committee

The City University of New York

Ich spreche hiermit Herrn Prof. Dr. E. Allen McCormick
meinen besten Dank für seine Hilfe und Unterstützung
bei Abfassung meiner Arbeit aus.

Ganz besonderen Dank schulde ich Herrn Prof. Dr. Alfred
Anger für seine wertvollen Ratschläge.

PLEASE NOTE:

Some pages may have

indistinct print.

Filmed as received.

University Microfilms, A Xerox Education Company

Inhaltsverzeichnis

	Seite
1. Einleitung	1
2. Vor dem Sturm	11
3. Schach von Wuthenow	49
4. Graf Petöfy	77
5. Unterm Birnbaum	98
6. Cécile	130
7. Stine	164
8. Quitt	189
9. Nachwort	217
10. Bibliographie	219

Einleitung

In seiner Jugend schrieb Fontane den folgenden, von der Philosophie Fichtes beeinflussten Spruch über die Ehre, in dem er einen Appell an das Ich des Menschen macht:

Es kann die Ehre dieser Welt
Dir keine Ehre geben,
Was dich in Wahrheit hebt und hält,
Muss in dir selber leben.

Wenn's deinem Innersten gebricht
An echten Stolzes Stütze,
Ob dann die Welt dir Beifall spricht,
Ist all dir wenig nütze.

Das flücht'ge Lob, des Tages Ruhm
Magst du dem Eitlen gönnen;
Das aber sei dein Heiligtum:
Vor dir bestehen können.

Die Überzeugung, dass der Richter des ethisch-moralischen Verhaltens des Menschen sein eigenes Ich ist, hat der Dichter nie verloren. Die innere Ehre des Menschen, seine edle Gesinnung, gehört für Fontane, der an der Erbschaft der Aufklärung teilnimmt, in den Bereich der Philosophie und nicht in den der Religion. Sie ist ein positives Attribut, das nicht von Geburt, Rang oder Besitz abhängt, und sie kann dem Menschen nicht genommen werden.

In seinen späteren grösseren Werken stellt der Dichter den Menschen in den Konflikt zwischen Ich und Welt, und die

letztere kann ihm Äussere Ehre verleihen oder versagen. Der Dichter führt in seinen Werken aus, dass die so verliehene Äussere Ehre in der Komplexität der Gesellschaft und des Staates nicht unbedingt von der inneren Ehre des Menschen abhängt. Daher hat auch das Streben nach Äusserer Ehre, je nach der Motivierung, ein positives oder negatives Wertmass. Zu Fontanes Zeiten wird beim Geburtsadel die Äussere Ehre noch a priori angenommen, und daher setzt sich der Dichter mit dessen Vorrangstellung besonders auseinander. Der Träger eines alten Adelswappens braucht nicht unbedingt ein moralisch hochgesinnter Mensch zu sein; für den Dichter ist nur die innere Ehre ausschlaggebend. Während Äussere Ehre als solche, im Sinne von Ansehen, nicht negativ bewertet wird, so kann das übertriebene Streben nach Ruhm, Ansehen oder Besitz das Gleichgewicht im Bewusstsein des Menschen nach der negativen Seite hin verschieben, und er verliert die innere Ehre.²

Mit dem ihm eigenen Humanismus und seinem Sinn für Gerechtigkeit zeichnet Fontane den Menschen in seiner Konfliktstellung weder schwarz noch weiss. Er sieht die Schwächen des Einzelnen wie auch die Fehler der Gesellschaft und weist auf die "zwei Seiten" der Dinge hin. Dabei wendet sich sein Tole-

ranzgedanke besonders den "Maria Magdalenen" unter den Frauen zu.

Das Fortfallen eines klar umrissenen Gut oder Böse führt bei Fontane zur Relativierung der Ehre, sodass ihre von ihm angesetzte Ambivalenz oft seine "Halbheit" genannt wird. Trotzdem aber steht bei ihm der Ordnungsgedanke im Hintergrund. Zwar verzeiht er dem Einzelnen menschliche Schwächen oder findet Begründungen für eine Relativierung der Dinge, im grossen ganzen aber ist es die Nichtbeachtung der bestehenden Wertmasse, die zum Scheitern des Menschen führen muss.

Ein Unterschied besteht zwischen Fontanes relativiertem Ehrbegriff und der gedankenlosen Anwendung des Wortes "Ehre", die Hermann Sudermann in seinem Erfolgsdrama Die Ehre ad absurdum geführt hat: "Aber das schlimmste . . . ist, dass wir soviel verschiedene Sorten von 'Ehre' besitzen als gesellschaftliche Kreise und Schichten. Wie soll man sich da zurechtfinden?"³ Die wahllose Anwendung des Wortes "Ehre" von den Gardeoffizieren bei allen möglichen Gelegenheiten erwähnt auch Fontane, in etwas anderem Zusammenhang, in seinem Roman Schach von Wuthenow. Er lässt seinen Protagonisten von Bülow nach dem Tode Schachs an den Verleger Sander schreiben: "Ich habe lange genug dieser Armee angehört, um zu wissen, dass 'Ehre' das drit-

te Wort in ihr ist ; eine Tänzerin ist charmant 'auf Ehre', eine Schimmelstute magnifique 'auf Ehre', ja, mir sind Wucherer empfohlen und vorgestellt worden, die superb, 'auf Ehre' waren. Und dies beständige Sprechen von Ehre, von einer falschen Ehre, hat die Begriffe verwirrt und die richtige Ehretot gemacht" (W. II.S.383).⁴

Neben der inneren und Äusseren Ehre im zivilen Bereich befasst sich Fontane mit den verschiedenen Formen der soldatischen Ehre, zum Beispiel als religiös gerichtetes Ethos des Rittertums, aus dem die Treue für den von Gott eingesetzten König entstand, als männliche Tapferkeit, als point d'honneur des Offiziers oder als Kameradschaft. Letzten Endes kann aber auch die soldatische Ehre auf innere und Äussere reduziert werden. Im Ethos des Rittertums beruhte soldatische Ehre sehr oft auf innerer Ehre, ebenso ist das Einsetzen des Lebens beim Soldaten als männliche Tapferkeit und somit als innere Ehre zu sehen, sein Streben nach Ruhm kann aber auch auf Eitelkeit beruhen.

Es soll in dieser Arbeit von einer genauen historischen Beschreibung des sehr komplizierten Begriffs "Ehre" abgesehen werden, da sie den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde. Das Wichtigste im Bedeutungswandel des Begriffs "Ehre" ist

dessen schon in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ein -
setzende "Verinnerlichung", die im neunzehnten Jahrhundert
zur vollen Entfaltung kam und zu der sich in den Werken Fon-
tanes ihre Relativierung gesellte.⁵

Die sich auf die Gebote des Christentums stützende Ehre
nimmt daher in den Romanen Fontanes nicht den ersten Platz ein.
Er stand dem christlichen Dogma fern, und es gab für ihn keine
Vergeltung in einem Jenseits, das für ihn immer ein grosses
Rätsel blieb. Dennoch weisen einige seiner Werke (Cécile, Quitt,
Graf Petöfy) stark hervortretende religiöse Elemente auf, die
nicht nur als ästhetisch-literarisches Stilmittel erscheinen,
sondern deren Einbauen von pädagogischen Absichten getragen ist.
Fontane anerkennt bei anderen eine auf religiöse Gesetze auf-
gebaute Erziehung, und um sich dem sittlichen Verfall entgegen-
zustemmen, besteht er auch auf eine Auseinandersetzung des Men-
schen mit sich selbst auf Basis der Religion.

Anstelle des auf irrationaler Metaphysik fussenden Christen-
tums setzt Fontane gern den unbekanntem "grossen Rätselwillen",
an den er selbst glaubte, als Fatum, Schicksal oder Bestim-
mung.⁶ Er stellt sogar eine Wechselbeziehung zwischen Fatum
und Ehre auf. Dabei vermeidet er es aber, in seinen Werken einen
vollkommenen Verlust der inneren Ehre eintreten zu lassen. Ob-
gleich der Glaube an das Fatum die Wurzel der Resignation und

des Pessimismus in einigen seiner Werke ist, so weiss er doch, dass es ambivalent ist und ein Sphinxgesicht hat, dass seine Unberechenbarkeit eine zu grosse Erschütterung hervorrufen und den Menschen im Nihilismus versinken lassen könnte. Er lässt daher in einem Wechselspiel von Dogma und Fatum des öfteren die im Glauben verankerte Ehre des Menschen wieder hervortreten und den letzten Sieg über seine Schwächen erringen, allerdings dann meistens mit einer Verklärung im Tode.

Ich habe die folgenden Werke nach dem Datum der Veröffentlichung für meine Besprechung ausgesucht: Vor dem Sturm (1878), Schach von Wuthenow (1883), Graf Petöfy (1884), Unterm Birnbaum (1885), Cécile (1887), Stine (1890), Quitt (1891). (Eine chronologische Folge schliesst aber die Tatsache nicht aus, dass einige Werke zu gleicher Zeit konzipiert, aber zu verschiedenen Zeiten veröffentlicht wurden). Eine solche Anordnung schien mir aus verschiedenen Gründen für meine Arbeit am besten geeignet. Erstens zeigt sich dabei der grosse Unterschied zwischen Fontanes erstem Roman Vor dem Sturm und den folgenden. Mit dem Übergang von Vor dem Sturm zu Schach von Wuthenow beginnt das Auftreten des Zeitkritikers neben dem Dichter, ganz abgesehen vom formalen Unterschied der beiden Werke. Vor allem aber zeigt sich eine unterschiedliche Behandlung des Ehrbegriffs.

In zweiter Grund für eine chronologische Folge ist der, dass ich eine Kontinuität zwischen den Romanen aufweisen möchte. Es besteht zum Beispiel eine horizontale Verbindungslinie zwischen Vor dem Sturm, Schach von Wuthenow und Cécile - allerdings mit der Einschränkung, dass die historische Zeit in Schach von Wuthenow vor der erzählten Zeit in Vor dem Sturm liegt - in der das Bild des von Gott erwählten Königs verblasst. Diese Linie kann weiter gezogen werden bis zu Quitt, wo die militärische Ehrenmedaille, das Eisene Kreuz, am Ende ihren Wert verliert. Dem Duell ist in der tragischen Geschichte des alten Fluches in Vor dem Sturm noch ein Sinn gegeben, der im Glauben an die göttliche Sendung des Königs liegt. Es endet als Sinnlosigkeit in Cécile. Ich möchte ausserdem zeigen, dass sich eine vertikale Linie, beginnend mit der Geschichte des alten Fluches in Vor dem Sturm durch fast alle der vorher erwähnten Romane zieht, in der das humanistische Denken in der Beziehung der Völker und die Ablehnung einer kriegerischen Lösung der Konflikte aufgewiesen wird. In Vor dem Sturm zeigt sie sich in der Abneigung Lewins von Vitzewitz - mit dem sich der Dichter identifiziert - gegen einen Überfall auf die Franzosen aus dem Hinterhalt. Andere Beispiele können in der grossen Verachtung,

die Leslie-Gordon dem aggressiven und arroganten Oberst von St. Arnaud in Cécile zeigt, und auch in der Wahl der friedliebenden Mennonitengemeinde in Kansas, USA., als Hafen für Lehnert Menz in Quitt gesehen werden.

Drittens macht sich in den Romanen die zeitliche Entfernung vom deutsch-französischen Krieg von 1870 bemerkbar. Nur Vor dem Sturm wurde vor 1870 begonnen, alle andern Werke nachher. Ich möchte aufweisen, dass sich mit den schnell wandelnden Zeiten und nach den gewonnenen Kriegen in Fontanes Werken auch das Absinken des Ehrbegriffs zeigt. Ich habe dabei in Betracht gezogen, dass der Dichter sehr oft von der Gegenwart aus im Rückblick schreibt.

Mit dem soeben Gesagten, also der chronologischen Anordnung der Werke, ergibt sich der Grund für die Besprechung der einzelnen Werke als Ganzes und nicht nach einzelnen Kategorien. Ich fand es wirkungsvoller und aufschlussreicher an jedem einzelnen Roman zu beweisen, dass die Ehre der festen Bezüge verlustig ist und nicht mehr als ein feststehender Begriff angesehen werden kann. Fontane entwickelt ein Charakterbild des Einzelnen innerhalb eines Zeitbildes, in dem dessen Ehrbegriff aus verschiedenen Perspektiven gesehen wird. Er wählt dabei seine bekannte Methode der Gegenüberstellung

von zwei Protagonisten, der Gespräche oder der Information aus Briefen. In dieser Dialektik erscheint aber gewöhnlich nur die These und Antithese; Fontane lässt die Synthese meistens aus und überlässt es dem Leser, sich sein eigenes Urteil zu bilden.

Fontane wählt für seine Romane meistens nicht ganz typische Gestalten, sondern eher solche, die mehr am Rande der Gesellschaft stehen, oder die sich in irgendeiner Weise von den Konventionen absetzen; er wendet sich also dem Einzelnen zu. Trotz der dem Dichter eigenen Ambivalenz, die sein erster Biograph, Conrad Wandrey, in dem Konflikt zwischen Ordnungssinn und Freiheitsgedanken sah, steht er in seinen Romanen auf dem Boden der Ordnung. Er verknüpft die Ehre des Menschen mit den bestehenden Ehrgesetzen, ungeachtet aller Unzulänglichkeiten oder Ungerechtigkeiten der Gesellschaft, die er ebenfalls in scharfes Relief setzt.

Ich habe jedem der ausgewählten Romane eine kurze Skizze mit Angabe der Quelle oder der Entstehungsdaten vorangesetzt, die nicht nur der Ausrundung des Ganzen dienen soll, sondern die sich in einigen Fällen für das Thema auch als notwendig erwies.

Anmerkungen

1. Der Spruch hat mehrere Fassungen. Für genauere Angaben darüber sei auf die Nymphenburger Ausgabe von Fontanes Werken, Band XX (1962) S. 719 verwiesen. Die letzte Zeile des Spruches lautete in Der junge Fontane. Dichtung Briefe, Publizistik (Berlin: Aufbau, 1969) S. 365: "Dich selber achten können".
2. Eine längere lexikalische Erklärung des Wortes "Ehre" findet sich u.a. in a) Staatslexikon der Görres-Gesellschaft Hrsg. Hermann Sacher, I (Freiburg im Breisgau: Herder & Co., 1928), S.1567 und b) Brockhaus Enzyklopädie. 17. Völlig neu bearb. Aufl. des Grossen Brockhaus (Wiesbaden: Brockhaus, 1968), V, S. 262.
3. Hermann Sudermann, Dramatische Werke, Gesamtausgabe in 6 Bänden, 4. Band: Die Ehre (2. Akt, 11. Szene) Cotta: Stuttgart, 1923).
4. Ich beziehe mich in dieser Arbeit auf die folgende Ausgabe von Fontanes Werken: Theodor Fontane, Sämtliche Werke, Hrsg. Edgar Gross und Kurt Schreinert; Band 14, 15 :Jutta Neuen-dorff-Fürstenau; 17: Charlotte Jolles (München: Nymphenburger Verlagshandlung, 1959-1964). Die im Text vorkommenden Angaben bezeichnen den Band mit römischen und die Seitenzahl mit arabischen Ziffern.
5. George Fenwick Jones, Honor in German Literature (Chapel Hill: The University of North Carolina Press, 1959), S. 154 ff Jones schreibt auf S. 158: "By the middle of the nineteenth century German dramatists could assume that their audiences would agree that the best judge of a man's value is his inner voice, which is in no way dependent upon the opinion of other people."
6. Brief an seinen Sohn Theo v. 12.8.1895. Theodor Fontane's Briefe an seine Familie II (Berlin: Friedrich Fontane & Co., 1905)*

* In allen chronologisch geordneten Briefsammlungen wird die Seitenzahl nicht angegeben. Dies bezieht sich auf alle Anmerkungen in dieser Arbeit.

Vor dem Sturm

Fontane hat an seinem ersten Roman Vor dem Sturm (1878), der gleichzeitig mit den Wanderungen durch die Mark Brandenburg entstand, fünfzehn Jahre gearbeitet. Der Mangel an Einheit, der dem Werk anhaftet, erklärt sich darum nicht allein aus dem Wechselspiel zwischen dem Berichtersteller der Geschichte der Mark Brandenburg und dem Dichter, auch nicht aus der Verquickung der frühen Hinneigung Fontanes zum Romantisch-Balladesken mit dem Realistischen, sondern der Grund dafür liegt zu einem grossen Teil in der bestimmten Zeitspanne, welche diese fünfzehn Jahre einschliessen. Zweifellos beeinflussten die Geschehnisse gerade dieser Zeit den Gehalt der dichterischen Produktion und beeinträchtigten die Einheit des Werkes. Die ersten Pläne für den Roman entstanden schon um 1862¹, also acht Jahre vor dem deutsch-französischen Krieg von 1870-71, und er wurde sieben Jahre nach Beendigung des Krieges veröffentlicht. Die Annahme liegt darum nahe, dass Fontane, angesichts der sich schnell ändernden politischen und ökonomischen Situation im Staate, sich nicht immer an die ursprüngliche Konzeption gehalten hat. In der Zeit von 1870 bis 1878 unterbrach der Dichter seine Arbeit an dem Roman und

schrieb seine journalistischen Werke Kriegsgefangen und Aus den Tagen der Okkupation. Ein unvermeidliches Hineinspielen der Gegenwart in die von ihm beschriebene Vergangenheit macht sich darum an manchen Stellen in Vor dem Sturm bemerkbar. Eine Veränderung seiner ursprünglichen Absichten geht auch aus der Korrespondenz mit Professor Holtze² und Wilhelm Hertz³ hervor, in der Fontane von einer geplanten Schilderung des Kleinlebens und dessen Fühlen kurz vor den Freiheitskriegen schreibt. Dem Verleger Rodenberg erschien der Roman als eine Aneinanderreihung von Balladen. Fontane gab dies zu und nannte es den "schwachen Punkt seines Werkes."⁴ Vor dem Sturm ist also gleichzeitig ein Erzeugnis des früheren Balladendichters und des Geschichts-Reporters Fontane. Inwieweit der Aufenthalt Fontanes in Frankreich als Kriegsberichterstatter ihn mit Bezug auf die Darstellung der politischen Fragen in Vor dem Sturm beeinflusst haben könnte, mag dahingestellt bleiben. Auf jeden Fall weisen seine beiden Kriegsbücher alles andere als eine feindliche Haltung gegen Frankreich auf.

Vor dem Sturm zeigt also als Ganzes keine Einheit und ebenso nimmt die von Fontane beabsichtigte Schilderung des Kleinlebens einen verhältnismässig kleinen Platz darin ein.

Jedoch manifestieren sich in Fontanes erstem Roman sehr viele Varianten der "edlen Gesinnungen", die sich aus der Mannigfaltigkeit der von ihm beschriebenen Stände und Charaktere und dem ihnen eigenen Ehrbegriff ergeben. Dazu kommt der individuelle, vom Konventionellen abweichende Ehrbegriff einzelner Gestalten, dem der Dichter in seiner bekannten Relativierung Ausdruck gibt. Der Grund warum Fontane in seiner Auseinandersetzung mit den Fragen um Ehre und Treue dem märkischen Adel die Priorität einräumt, ist in dem geschichtlichen Hintergrund und der Nähe seiner journalistischen Wanderungen zu suchen. Die preussische Geschichte ist als Heeresgeschichte mit dem Geburtsadel verbunden, der bis zum Tode Friedrichs des Grossen die Liebe zur Scholle und die Ehrfurcht vor dem Herrscher als eine Einheit sah. Ungefähr hundert Jahre nach dem Dreissigjährigen Krieg und nach dem Zusammenbruch des römischen Reiches deutscher Nation hatte der protestantische König in Preussen eine Einheit auf kleinem Raum zuwege gebracht. Eine Fehde unter den Angehörigen des ersten Standes um die Ehre des Oberherrn, so wie sie in der am Anfang des Romans erscheinenden Geschichte des alten Fluches dargestellt wird, konnte in Preussen nicht mehr eintreten. Als eines der Hauptthemen des Romans wählt der Dichter jetzt die Frage nach der "Ehre für den König" gegenüber der "Liebe zu

der Scholle".

Die "Ehre für den König", die sich jetzt in der Devise "Mit Gott für König und Vaterland" ausdrückt, anstelle des früheren "Mit Gott für Kaiser und Reich", bedeutet für den Offizier aber dieselbe Treue und den gleichen Gehorsam, das heisst, die aus uralten Zeiten stammende Treue des Vasallen seinem Herrn gegenüber. Fontane setzte sich mit der Frage auseinander, ob die Ehre der Dynastie mehr gilt als die Liebe zum Vaterland. Er schildert eine Übergangszeit, in der sich auch die Beziehung zum König lockert, analog der Zeit, in der er selbst lebte und dichtete. Gleich dem Bild des römischen Kaisers verblasste auch das Bild des gegenwärtigen Herrschers und verlor an Symbolgehalt.

Der Dichter stellt die Unterschiedlichkeit der Ehrbegriffe gewöhnlich in der Dialektik der Gespräche oder in der Gegenüberstellung seiner Helden heraus, wobei das zentrale Thema des Romans in dem Beiwerk fast untergeht. Es handelt sich um den missglückten und vom König nicht befohlenen Sturm auf Frankfurt a.O. unter Anführung des märkischen Junkers Berndt von Vitzewitz, eine Aktion, bei der die soldatische Ehre in Frage gestellt wird.

Neben diesem Kern der Erzählung steht das in einzelne Episoden aufgeteilte Zeitbild, in dem sich der Ehrbegriff der

Protagonisten je nach ihrem Charakter als innere oder äussere Ehre zeigt.

Die am Anfang des Romans erzählte Geschichte eines alten Fluches spielt in der Zeit des Dreissigjährigen Krieges, in der die beiden Brüder des Hauses von Vitzewitz - Anselm der ältere und Matthias der jüngere - in verschiedenen Heereslagern landeten: Matthias trat in der Folge des Kriegsgeschehens zu den Kaiserlichen über und wurde mit kaum zwanzig Jahren Hauptmann im Heere des Kaisers. Anselm dagegen trat später "in dieselbe Leibtrabantengarde ein, in der schon seit hundert Jahren alle Vitzewitze ihrem Herrn, dem Kurfürsten gedient hatten; . . . "(W. I.S.13). Nach dem plötzlichen Tod des Vaters wurde er Herr auf Gross-Vietz, dem Stammsitz der Familie von Vitzewitz.

Das Heimweh zog auch Matthias nach seinem Vaterlande zurück. Als er im Begriff war, sich wieder beim Kurfürsten von Brandenburg anwerben zu lassen, da die "Lutherischen . . . wenig gelitten seien im Kayserlichen Heere . . . "(W.I. S. 15), wurde ihm zu Ehren bei seinem Urlaub auf Gross-Vietz ein Fest gegeben, unter dessen Teilnehmern sich auch Peter Ihlow von Ringenwalde, ein Neffe des Feldmarschalls Ihlow aus der Geschichte Wallensteins, befand, der seinen Groll gegen den Wiener Hof, den er des Meuchelmordes an seinem Oheim bezichtigte, nie verber-

gen konnte und auch auf diesem Fest wieder zeigte. In einem kurzen und scharfen Streit zwischen den beiden Brüdern, bei dem es sich nur um Meinungen handelte, werden ebenfalls das point d'honneur und das Duell sehr treffend demonstriert:

"Peter Ihlow, sagte Matthias von Vitzewitz hütet Eure Zunge. Ich bin kaiserlicher Offizier."

"Du bist es, rief jetzt Anselm, aus dem der Wein aber noch mehr das protestantische Herz sprach, . . .
"du bist es, aber besser wäre es, du wärest es nie gewesen".

"Besser oder nicht. Ich bin es. Des Kaisers Ehre ist meine Ehre."

"Ein Glück, dass du die Ehre satt hast. Die Fremden sind wenig gelitten im kaiserlichen Heere" (W.I.S.1

Die letzte Bemerkung wurde der unmittelbare Anlass zum Duell; beide Brüder zogen gleichzeitig, und Anselm wurde von seinem Bruder tödlich getroffen.

Die soldatische Ehre, um die es sich handelt, entspringt aus zwei verschiedenen Quellen. Matthias von Vitzewitz gibt dem allmächtigen Kaiser von Gottes Gnaden die Ehre. Sie ist eine überpersönliche, die, einem uralten Kult entstammend, im Kaiser das Symbol der weltliche Macht und der christlichen Gerechtigkeit sieht. Als fester Bezug für den Offizier ähnelt sie der Ehre Gottes, obgleich sie nicht dasselbe ist. Im Treuebund für den Kaiser und das Reich, der zum Ehrenkodex seines Standes gehört, identifiziert sich der Offizier mit dem Kaiser

und eine Beleidigung des Monarchen gilt als eine ihm selbst zugefügte. Im Fahneneid schwört er dem obersten Kriegsherrn Treue und Gehorsam. Es gehört zur inneren Ehre des Soldaten, diesen Schwur zu halten.

Die Ehre Anselms ist eine viel persönlichere. Sie stammt aus der Familientradition einer uralten märkischen Adelsfamilie, die dem Kurfürsten als unmittelbarem Herrn verbunden ist und die sich aus Gründen des Glaubens von der Oberherrschaft des Kaisers abgesetzt hat. Die Ehre des Offiziers besteht jetzt auch in der Verteidigung der Scholle. Der legendäre Anselm wird somit zum Urahn des späteren Berndt von Vitzewitz, der als Vertreter des ersten Standes mit der Rechtfertigung von der Verteidigung der Scholle gegen den Befehl des Königs handeln wird.

Es ist das Dilemma des Matthias von Vitzewitz, dass er im falschen Lager stand, oder, besser gesagt, in zwei Lagern. Er hatte einem Kaiser die Treue geschworen, der als Feind des protestantischen Oberherrn seiner Familie und vieler anderer protestantischen Fürsten gelten musste. Er sah nicht, dass die Devise "Für Kaiser und Reich" bedeutungslos geworden war. Diesen Zwiespalt, in den er nur im Zuge des grossen Krieges geraten war, musste er mit seinem Leben bezahlen. Der Streit der

beiden Brüder um die Ehre des Kaisers wird somit zum Symbol der Zerrissenheit Europas, die mit der Glaubensspaltung einsetzte.

Diese doppelte Wurzel der Ehrbegriffe der beiden Brüder, nämlich die Ehre für den Kaiser als abstrakte Idee und die Verteidigung der Scholle unter dem unmittelbaren Oberherrn als konkretes Ziel, dient dem Dichter später zur Beweisführung der Ambivalenz der Ehre in ähnlichen Argumenten zwischen Berndt und Lewin von Vitzewitz und auch in denen des ersteren mit dem Schulzen Kniehase.

Das Ritual des aus dem Rittertum und dem Feudalwesen stammenden Duells wird hier von dem Dichter noch nicht angegriffen, da es in einem streng formalen System, in dem der orthodoxe Glaube mit der Macht und der Ehre des Kaisers verknüpft war, für den Offizier einen Sinn hatte.⁵ In der Gebundenheit an dieses System hatte Matthias mit einem Ebenbürtigen, seinem eigenen Bruder, für die Ehre des Kaisers gekämpft; er setzte sein Leben für eine Idee ohne den Gedanken an weltliche Belohnung ein. Er wird nicht von äußerer Ehre motiviert, sondern von der Verpflichtung des Edelmannes, ein gegebenes Wort zu halten. Der Sinn des Duells, wenn ihm ein solcher überhaupt zugesprochen werden kann, geht aber mit dem späteren Wegfallen des festen Bezugs im Bilde des Kaisers und über-

haupt mit dem Aussterben des Feudalwesens verloren. Der Kult des sinnlosen, immer weiterlebenden Duells wurde daher von Fontane in seinen späteren Romanen stark angegriffen (Effi Briest, Cécile).

Mit dem Duell um die Ehre des Kaisers wendet sich der Dichter indirekt auch einer viel grösseren Frage zu, nämlich der nach der Ausbreitung der Macht. (Es wird daran erinnert, dass Fontane den Roman erst acht Jahre nach 1870 vollendete). Schon in der Geschichte des alten Fluches weist er auf die Fragwürdigkeit der Ehre für den von Gott eingesetzten Kaiser hin, denn in dessen grossem Machtbereich ist der ihm dienende Matthias von Vitzewitz nur ein Fremder, ja, tatsächlich nur ein Söldner, während für Anselm als dem Besitzer seiner eigenen Scholle das Kampfziel nur die Verteidigung dieser und des ebenfalls mit ihr verbundenen Oberherrn sein kann. Die implizierte Meinung des Dichters hierzu ist die, dass in einem Kampf um die weltliche Macht unter dem Banner des Glaubens die innere Ehre des Menschen verloren gehen muss, und dass ein solcher Kampf einer Rechtfertigung nicht mehr standhalten kann. Wie schon in der Einleitung erwähnt, stellt die Geschichte des alten Fluches daher den Anfang der Linie dar, die der Dichter

durch alle Romane weiterführen wird, in der er sich mit der Frage der wahren Ehre des Menschen im übernationalen europäischen Bereich befasst.

Fontane klammert die Zeit Friedrichs des Grossen in Vor dem Sturm gemäss seiner Thematik aus. Er erwähnt sie nur in der Reflexion einiger seiner Gestalten, besonders der des Berndt von Vitzewitz. Was der Dichter dabei hervorheben will, ist der Einbruch eines neuen Humanismus in ein militärisches System. Ebenso tritt der Einzelne, der bisher nur ein Rad in einem grossen Getriebe gewesen war, mit seinen Gedanken und Fragestellungen auf. Anstelle des Kadavergehorsams tritt ausgesprochene Widersetzlichkeit. Ein solches Herausstellen der Meinung des Einzelnen muss aber zum Absinken der Heeresdisziplin führen. Die Frage nach der Ehre des Soldaten, die bei Fontane Pflicht und Gehorsam bedeutet, liegt nicht mehr ausschliesslich in seinem Heroismus, seiner Pflicht und Gehorsam dem König gegenüber, sondern es treten Motivierungen auf, die dem persönlichen Bereich entspringen, vor allem aber wird jetzt auch der Feind als Mensch angesehen. Genauer gesagt, es entsteht die paradoxe Situation, dass das starke Hervortreten der inneren Ehre des Soldaten immer mehr die Fragwürdigkeit seiner äusseren enthüllt. Der Dichter führt diesen Gedanken des Nie-

dergangs der Heeresdisziplin im Verhältnis zum zeitlichen Abstand vom Tode Friedrichs des Grossen - das heisst, im Zuge einer neuen Epoche - und die damit zusammenhängende Wandlung des Ehrbegriffs des Offiziers in seinen folgenden Romanen weiter.

Das Eindringen dieses neuen Elements der Unabhängigkeit im Heere, das den Geboten des Ehrenkodex des Offiziers widerspricht, erörtert der Dichter aus verschiedenen Perspektiven, militärischen und philosophischen. Zunächst stellt er in dem Bruder Friedrichs des Grossen, dem 80jährigen Prinzen Ferdinand, einen Vertreter des aufgeklärten Königstums dem Berndt von Vitzewitz als Verteidiger der Scholle gegenüber. Berndt von Vitzewitz, als Gegner des preussischen Ministers von Hardenberg, der - wie Vitzewitz annimmt - die Politik König Friedrich Wilhelms III. stark beeinflusst und eine Lösung der gefährlichen deutsch-französischen Feindschaft mit dem Schwerte vermeiden will, hält eine Aktion zur schnellen, endgültigen Vernichtung Napoleons zu einer Zeit, als die Preussen noch mit ihm auf freundschaftlichem Fusse stehen, für nötig. Er spricht sich darüber mit seinem Sohn aus. Während einer Visite, die er zusammen mit dem polnischen Geheimrat von Ladalinski beim Prinzen Ferdinand macht, versucht er, dessen Ansichten zu er-

kunden. In der Beschreibung der Unterhaltung Berndts mit dem Prinzen Ferdinand zeigt sich die Kluft, die sich zwischen dem König und seiner Armee aufgetan hat. Diesen Abstand erwähnt der Dichter auch in Schach von Wuthenow.

Berndt erfährt von Prinz Ferdinand, dass es nicht Hardenbergs Wille sei, eine militärische Aktion aufzuschieben, sondern der des Königs selbst, dessen Urteil über Napoleon das folgende sei: "Der Kaiser ist ohne Mässigung, und wer nicht Mass halten kann, verliert das Gleichgewicht und fällt" (W.I.S.273). Nach Ansicht des Prinzen Ferdinand würde sich der König später durch Bündnisse sichern. Der Prinz zeigt während der Unterhaltung sein Erstaunen über die "Unbotmässigkeit", die in den Köpfen spuke, und das Besserwissen selbst in der Armee. Der Gehorsam dem König gegenüber ist hier aber nicht eine Frage der göttlichen Sendung des Königs, sondern eine der Staatsraison.

In dem kurzen Dialog des Prinzen Ferdinand mit Berndt von Vitzewitz stellt der Dichter die Diplomatie des Königs, der das Ganze übersieht, dem Ehrbegriff und Nationalstolz des Einzelnen gegenüber. Die Zeiten habe sich geändert, und im Gegensatz zu der Politik Friedrichs des Grossen fordert die Staatsraison jetzt ein Abwarten, denn der König weiss mehr als

seine Fürsten; er misstraut dem Volke und glaubt nicht, eine Volksarmee aufbieten zu können. Der König weiss um den Wandel der Zeit, während Berndt in der militärischen Tradition verankert bleibt, nach der der Feind zur günstigsten Zeit aus dem Lande getrieben werden muss, und es ist seine Überzeugung, dass der Moment dafür gekommen sei. Der Dichter billigt Berndt Begründungen für seine Haltung zu, die in der Ehre des Vaterlandes und der Liebe zur Scholle gesehen werden können. Er lässt jedoch nach dem Coup bei Berndt selbst Zweifel an der Wahrscheinlichkeit seiner Argumente auftreten, wie noch gezeigt werden wird. (Bei dieser Gelegenheit soll daran erinnert werden, dass Fontane auf lange Zeit dem monarchischen Gedanken mit Sympathie begegnete. Er hatte bis fast an sein Lebensende eine konstitutionelle Monarchie für den preussischen Staat gewünscht. Am Ende seines Lebens sah er jedoch die Unvermeidlichkeit einer neuen, demokratischen Staatsform).

In der Aussprache zwischen Vater und Sohn, Berndt und Lewin von Vitzewitz, mit Bezug auf den vom Vater geplanten Coup, erscheint Lewin als human denkend und von "innerer Ehre" motiviert. In gewissem Sinne steht er dem König näher als seinem Vater. Der König will aus Gründen der Staatsklugheit nicht übereilt handeln, und Lewin kann aus Gründen der Menschlichkeit

den Feind nicht hinterrücks überfallen. In beiden Anschauungen ist das Prinzip der Mässigung und Zurückhaltung eingeschlossen. Das Endresultat des Gebotes der Staatsklugheit und der Ehre ist hier dasselbe, nämlich die Vermeidung des Krieges zu der Zeit.

Für Berndt als altem Militär ist die Niederlage von Jena nicht vergessen, Napoleon ist der Feind, der geschlagen werden muss, während seine Stellung schwach ist. Lewin, der in dem Feind Napoleon auch die Grösse sieht, sagt zu der Niederlage der Grossen Armee in Russland: "Es hat mich erschüttert" (W.I.S.28). Der Vater aber, der den Ehrverlust des preussischen Staates nie verwunden hatte, antwortete: "Auch mich, aber noch mehr hat es mich erhoben". Und mit Bezugnahme auf seinen geplanten Coup fallen die Worte: "Nicht viele werden den Njemen überschreiten, über die Oder darf keiner" (W.I.S.29). Menschlichkeit auch im Mitgefühl mit den feindlichen Soldaten drückt sich in dem inneren Monolog Lewins aus, den er später beim Anblick eines kleinen Trupps zerlumpeter und frosterstarrter aus Russland zurückkehrender französischer Soldaten hält. Es ist einer der wenigen, die man in den Werken Fontanes findet, und er wirft ein starkes Licht auf Lewins humane Gesinnung, seine "innere Ehre": "Das sind sie, denen wir aufpassen und Fallen

legen und die wir dann hinterrücks erschlagen sollen. Nein, Papa, das wäre schlimmer als den Schlaf morden, schlimmer als das Schlimmste" (W.I.S.388). Zwei verschiedene Begriffe der Ehre treffen hier aufeinander: als alter Soldat sieht der Vater den Verrat am Vaterlande bei einer Nichtausführung des Sturmes auf Frankfurt a.O., der Sohn aber sieht den an der Menschlichkeit in einem Überfall aus dem Hinterhalt. Lewin willigt nur sehr zögernd in den Plan seines Vaters ein:

"Wir sind die Verbündeten des Kaisers. Wir wollen das Bündnis lösen, Gott gebe es, aber - "

"So missbilligst du, was wir vorhaben?"

"Ich kann nicht anders. Das, was du vorhast und was Tausende der Besten wollen, es ist gegen meine Natur. Ich habe kein Herz für das, was sie jetzt mit Stolz und Bewunderung die spanische Kriegsführung nennen. Alles, was von hinten her sein Opfer fasst, ist mir verhasst. Ich bin für offenen Kampf, bei hellem Sonnenschein und schmetternden Trompeten. . . . Ja, ich will Krieg führen, aber deutsch, nicht spanisch, auch nicht slawisch" (W.I.S.29).

Das Verständnis, das der Vater für die Ansichten seines Sohnes hat, zeigt sich in seiner Antwort:

"Ich weiss, was eine Natur zu bedeuten hat; alles An- und Eingeborene, das nicht gegen die Gebote Gottes streitet, ist mir heilig; gehe deinen Weg, Lewin, ich zwinge dich in nichts. Aber ich, in stillen Nächten habe ich mir's geschworen, ich will den meinen gehen!" (W.I.S.29).

Berndt von Vitzewitz weiss, dass die Gehorsamsverweigerung dem König gegenüber einem Hochverrat gleichkommt. Er sieht aber

in dieser Gehorsamsverweigerung keine ehrlose Handlung, da sie einem ehrenvollen Zweck dient, jedenfalls glaubt er das. Er rechtfertigt seine Handlung dem Sohne gegenüber mit den Worten:

"Du warst noch ein Knabe, als der böse Feind ins Land kam; der Glanz seiner Taten ging vor ihm her. Was er damals im Übermut seines Glückes unsere Königin zu fragen sich erdreistete: 'Wie mochten Sie's nur wagen, den Kampf gegen mich aufzunehmen?' [Die Unterhaltung Napoleons mit Königin Luise von Preussen] diese Frage ist seitdem von tausend Schwachen und Elen- den im Lande selber nachgesprochen worden. . . . Ihr [die Kinder Berndts] habt nichts gesehen als die Grösse unseres Siegers. Aber, Lewin es war einst anders, und wir Alten, die wir noch das Auge des Grossen Königs gesehen haben, wir schmecken bitter den Kelch der Niedrigkeit, der jetzt täglich an unsern Lippen ist" (W.I.S.30).

Die Motivierung Berndts in der Frage des nicht genehmigten Coups weicht aber von der in der Gegenüberstellung mit seinem Sohne gezeigten ab, wenn der Dichter sie in der Ansicht zweier bürgerlicher Protagonisten spiegelt, nämlich in der des Konrektors Orthegraven und der des Schulzen Kniehase während einer Audienz bei Berndt von Vitzewitz. Der letztere erscheint jetzt nicht nur als der in seinem Nationalstolz und seiner soldatischen Ehre gekränkte Regimentskommandeur, der an dem Schlag gegen Napoleon gehindert wird, sondern er tritt als Nachfahre des legendären Anselm von Vitzewitz auf, als Verteidiger der eigenen Scholle, der jetzt mit seinem aide toi [^]même das Gebot des Königs

missachtet. Auf diese Unterredung wird noch zurückzukommen sein.

Nach dem gescheiterten Coup lässt der Erzähler seinen Helden das schon erwähnte, bedeutsame Selbstgespräch halten, in dem sich sein schwankender Ehrbegriff manifestiert. Berndt muss sich die Frage stellen, ob er von "äusserer" oder "innerer" Ehre geleitet worden war:

"Alles gescheitert", sagte er. "Und ich hab es so gewollt. . . . Alles hat seinen Preis, und wir müssen ihn freudig zahlen, wenn er für die rechte Sache gefordert wird."

So sprach er zu sich selbst. Aber inmitten dieses Zuspruchs, . . . ergriff es ihn mit neuer . . . Herzensangst, und sich vor die Stirn schlagend, rief er jetzt: "Berndt, täusche dich nicht, belüge dich nicht selbst. Was war es? War es Vaterland und heilige Rache, oder war es Ehrgeiz und Eitelkeit? Lag bei dir die Entscheidung? Oder wolltest du glänzen? Wolltest du der erste sein? Stehe mir Rede, ich will es wissen; ich will die Wahrheit wissen."

Er schwieg eine Weile . . . und sagte: "Ich weiss es nicht. Bah, es wird gewesen sein, wie es immer war und immer ist, ein bisschen gut, ein bisschen böse. Arme kleine Menschennatur! Und ich dachte mich doch grösser und besser. Ja, sich besser dünken, da liegt es: Hochmut kommt vor dem Fall. . . . Aber ich bin gestraft, und diese Stunde bereitet mir meinen Lohn" (W.I.S.581).

Der Dichter, der ja auch dem Berndt von Vitzewitz als altem Soldaten ein gewisses Recht für seine Haltung zugesprochen hatte, sieht auch hier die "zwei Seiten" im Menschen und relativiert den Begriff der Ehre. Er lässt jedoch durchblicken, dass sich die Waagschale der ehrenhaften Gesinnung mehr der

Seite Lewins zuneigt.

Der Monolog Berndts von Vitzewitz entkräftet zu einem grossen Teil den Vorwurf, der Fontane von einem modernen Kritiker gemacht wird, "dass er von der exzentrisch eigenwilligen Figur des junkerlichen Reaktionärs Marwitz angezogen worden war" und ihn darum zum Modell seines Protagonisten gemacht habe.⁶ Der General Friedrich August Ludwig von der Marwitz, mit dessen Werken Fontane allerdings sehr vertraut gewesen war, hätte kaum einen solchen Monolog gehalten; der misslungene Sturm hatte ihn mehr enttäuscht denn zerknirscht. Die Abweichungen von der Marwitz Gestalt - abgesehen davon, dass Ludwig von der Marwitz wirklich der Führer einer Landwehrbrigade gewesen war - überwiegen die Ähnlichkeiten, wie auch Hans-Heinrich Reuter ausführt.⁷ Dagegen hat Fontane dem Berndt von Vitzewitz auch Züge Johann Friedrich Adolfs von der Marwitz, dem Bruder Ludwigs, gegeben. Johann Friedrich hatte sich einmal die Ungnade Friedrichs des Grossen zugezogen, weil er einen Befehl des Königs nicht ausführte, den er mit dem Ehrenstandard eines Offiziers des Regiments Gensdarmes nicht vereinbaren konnte. Auf seinem Grabmal standen daher die Worte: "Er sah Friedrichs Heldenzeit und kämpfte mit ihm in allen seinen Kriegen. Wählte Ungnade wo Gehorsam nicht Ehre brachte."⁸

Ebenso hatten aber die folgenden Worte Ludwigs von der Marwitz über den pommerschen und brandenburgischen Adel sicher ihren Eindruck auf Fontane nicht verfehlt:

"In der Tat hat es niemals eine Institution gegeben, in welcher das Rittertum ähnlicher wieder aufgelebt wäre, als in dem Offiziersstande Friedrichs des Zweiten. Dieselbe Entsagung jedes persönlichen Vorteils, jedes Gewinnstes, jeder Bequemlichkeit, - ja, jeder Begehrlichkeit, wenn ihm nur die Ehre blieb; dagegen jede Aufopferung für diese, für seinen König, für sein Vaterland, für seine Kameraden, für die Ehre der preussischen Waffen. Im Herzen Pflichtgefühl und Treue, für den eigenen Leib keine Sorge."

Diese Worte zeigen den preussisch-adligen Offizier, wie er einmal gewesen war und wie er sein sollte. Fontane schildert in seinen Romanen beim Einzelnen in der Hauptsache das Abweichen vom Idealtypus.

Eine auffallende Figur ist das Soldaten-Original, der alte General von Bamme. Fontane ironisiert dessen Herkunft aus alt-havelländischem Geschlecht, das mit ihm erlosch, mit den Worten: ". . . es erlosch nicht viel damit" (W.I.S.132). Bamme besitzt nicht die Würde und Vornehmheit eines Berndt oder Lewin von Vitzewitz. Von ausserordentlicher Hässlichkeit und als Tückebold bekannt, hat er jedoch sehr fortschrittliche Ideen und ist nicht unbeliebt. Seine Kampfeslust gilt nicht unbedingt der Ehre der Nation, sondern entstammt auch der Lust am Abenteuer. Daher gibt er auch als einer der ersten seine Zustimmung zu dem von Vitzewitz geplanten Sturm. Neben einigen etwas

negativen Charaktereigenschaften hat Bamme aber auch sehr positive. Er ist frei von aller Geburtsarroganz und sieht die Ehre nicht in einem alten Wappen. Er befürwortet daher eine Heirat zwischen Lewin von Vitzewitz und Renate Kniehase. Da er die Ehre im allgemeinen nur in männlicher Tapferkeit sieht, ist ein Mensch, der nicht in militärischen Diensten steht und ebenfalls an dem Coup teilnehmen will, wie zum Beispiel der Konrektor Orthegraven, beinahe verdächtig. Auf einem Rekognoszierungsritt nach Frankfurt, vor dem Sturm, fragt General Bamme den Berndt von Vitzewitz: "Wer ist dieser Orthegraven?" "Ein Konrektor", antwortet Berndt. "Etwas steif und pedantisch, aber energisch und mutig von Natur. Und hätte er diesen Mut nicht, so würd er ihn aus seiner Begeisterung schöpfen. Ein Mann von Ehre." Darauf sagt Bamme: "Sonderbar" . . . "Zu meiner Zeit waren die Konrektors anders. Wir hingen ihnen einen Papierzopf an oder bemalten ihnen den Rücken, und ich entsinne mich nicht, dass es von irgendeinem geheissen hätte: er sei ein Mann von Ehre" (W.I.S.526).

Wenn Berndt von Vitzewitz den Konrektor Orthegraven einen "Mann von Ehre" nennt, so meint er damit, dass der letztere spezifische Eigenschaften aufweist, die im allgemeinen bei einem Vertreter der Geistlichkeit in dem Grade nicht gefunden

werden, nämlich: soldatischen Mut und einen grossen Sinn für die Verteidigung der Scholle. Orthegraven, als Vertreter des geistlichen Standes, unterstützt Berndt von Vitzewitz in dessen Gedanken über diese Verteidigung und teilt auch dessen anti-Napoleon Einstellung. Seine Ansicht den Ereignissen der Zeit gegenüber ist viel kriegerischer, trotz seines Berufs, als die Lewins von Vitzewitz, dem Sohn eines Regimentskommandeurs. Fontane entwirft ein Bild des Konrektors vor dessen kriegsgerichtlicher Erschiessung durch die Franzosen, nach dem missglückten Sturm, indem er ihn einen letzten Brief an den Justizrat Turgany schreiben lässt: "Und nun wollen wir Abschied nehmen, . . . Grüssen Sie diese tapfere Stadt, . . . und sagen Sie jedem, der es hören will, dass ich in der Hoffnung auf Jesum Christum, aber auch zugleich in dem festen Glauben stürbe, mein Leben an eine gute Sache gesetzt zu haben. Ich habe gepredigt: ' Selig sind die Friedfertigen', aber es ist auch geboten, uns zu wehren und für unser Leben und Gesetz zu streiten" (W.I.S.586). Trotz seiner kriegerischen Einstellung in diesem besonderen Falle hat Orthegraven aber nichts von den von Fontane später so oft angegriffenen "politischen" Geistlichen. Konrektor Orthegraven handelt nicht aus Eigennutz und stirbt nach den Worten des französischen Stadtkommandanten "comme un vieux soldat" (W.I.S.587).

Im Kontrast zu Orthegraven steht auch die Ansicht des anderen "alten Soldaten", des Schulzen Kniehase. Während einer Audienz bei Berndt von Vitzewitz, der den Schulzen zur Beteiligung an dem Sturm gewinnen will, hält der alte Kniehase fast bis zuletzt an der Überzeugung fest, dass dem König die Treue gehalten werden müsse. Seine Antwort auf die Argumente Berndts ist ein einfaches "Es geht nicht ohne den König" (W.I.S.191). Die Gründe Berndts für die Notwendigkeit des nicht genehmigten Sturms weisen die vorher erwähnte starke Abweichung von den in der Unterhaltung mit seinem Sohn vorgebrachten auf. Er ist jetzt weniger sentimental, er spricht nicht von der Beleidigung der Königin Luise durch Napoleon, sondern er kommt gleich zu der Sache, um die es bei ihm geht: Den Volkssturm auf Frankfurt a.O., den er, wenn es sein muss, gegen das Gebot des Königs unternehmen wird: "Ich liebe den König; er war mir ein gnädiger Herr, und ich habe ihm die Treue geschworen, aber ich will um der beschworenen Treue willen die natürliche Treue nicht brechen. Und diese gehört der Scholle, auf der ich geboren bin. Der König ist um des Landes willen da. Trennt er sich von ihm, oder lässt er sich von ihm trennen durch Schwachheit oder falschen Rat, so löst er sich von seinem Schwur und entbindet mich des mei-

nen. Es ist ein schönes Unterfangen, das Wohl und Wehe von Millionen an die Laune, vielleicht an den Wahnsinn des einzelnen knüpfen zu wollen; und es ist Gotteslästerung, den Namen des Allmächtigen mit in dieses Puppenspiel hineinzuziehen. . . . Weg mit dieser Irrlehre, von höfischen Pfaffen grossgezogen; es ist Menschensatzung, die kommt und geht. Aber unsere Liebe zu Land und Heimat, die dauert wie das Land selber" (W.I.S.191).

Diese revolutionären Worte, die das Bild des Königs und der Dynastie auslöschen und die Ehre des Vaterlandes über alles stellen, vermögen es noch nicht, Kniehase umzustimmen, der in der Tradition Friedrichs des Grossen erzogen worden war und "Mit Gott für König und Vaterland" gekämpft hatte. Dabei hatte er sich nicht nur ein, sondern sogar zwei Eiserner Kreuze erworben. Kniehase hatte es immer verstanden, seine Pflicht als Soldat mit Forderungen der Humanität in Einklang zu bringen. Er hatte sich einmal dadurch besonders ausgezeichnet, dass er verwundete Kameraden aus dem Kartätschenfeuer trug. Der Dichter billigt dem bürgerlichen Kniehase neben soldatischer Tapferkeit die gleiche edle Gesinnung zu, die oft dem Adel allein zugeschrieben wurde. Schulze Kniehase konnte, im Sinne des eingangs erwähnten Spruchs Fontanes, vor sich selbst bestehen.

Kniehase kommt in den Konflikt zwischen dem Treueid für den König und dem Gehorsam seinem unmittelbaren Herrn gegenüber: "Ich habe meinen Eid geschworen, . . . um ihn zu halten, nicht um ihn zu brechen oder auszulegen. Die Obrigkeit ist von Gott. Aus der Hand Gottes kommen die Könige, die starken und die schwachen, die guten und die schlechten, und ich muss sie nehmen, wie sie fallen" (W.I.S.195). Diesen Konflikt löst aber nicht Berndt von Vitzewitz, sondern der gerade dazu gekommene Konrektor Orthegraven, der ihn an Heldentaten erinnert, die gegen das Gebot des Königs und doch für ihn vollbracht worden waren. Orthegraven steht voll und ganz auf der Seite Berndts, soweit der Volkssturm in Frage kommt, er stellt sich jedoch nicht gegen den König. Mit seinen Worten: "Es gibt eine Treue, die, während sie nicht gehorcht, erst ganz sie selber ist" (W.I.S.195) spricht er für eine unabhängige Entscheidung in einem formalen System, in dem sie unter Umständen gerechtfertigt werden könnte. Der Dichter bezieht sich auf die Relativierung der Ehre, die ja auch in den Worten auf dem Grabmal Friedrich Adolfs von der Marwitz: "Wählte Ungnade wo Gehorsam nicht Ehre brachte" eingeschlossen ist. (Vgl. S. 28). Während Friedrich Adolf von der Marwitz keine ehrlose Handlung begehen wollte, trotz des Gebots eines Königs, so glaubt Orthe-

graven mit einer Aktion gegen das Gebot des Königs eine ehrenvolle zu vollbringen. Berndt von Vitzewitz hatte den Schulzen mit seinen Worten: . . . mit dem König, solange es geht; ohne ihn, wenn es sein muss" (W.I.S.193) nicht umstimmen können, aber Orthegraven schafft es mit einem Hinweis auf die Heldentat Andreas Hofers und den Worten "und sich entscheiden ist schwerer als gehorchen" (W.I.S.195). In Kniehase ist der alte Kämpfer erwacht, und er sagt: "Ich habe mich entschieden. Wir machen uns fertig hier herum, und wir schlagen los, ohne nach 'ja' oder 'nein' zu fragen. Denn Fragen macht Verlegenheit. Es darf keiner über die Oder. Und kommt es anders und soll uns dies fremde Volk auf ewig unter die Füße treten, nun so geb uns Gott Kraft zu sterben, wie Hofer und die Schillschen gestorben sind" (W.I.S.196).

Bei der Analyse des Ehrbegriffs, der sich aus den Unterhaltungen der Protagonisten herauschält, ergibt sich, wie schon erwähnt, die Relativierung der konventionellen Ehre, aber nicht die der inneren. Kniehase konnte nur umgestimmt werden, weil er glaubte, eine ehrenvolle Handlung zu vollbringen; es war nicht persönlicher Vorteil, der ihn motivierte. Orthegraven, der kriegerische Geistliche, bei dem Mut und Ehre zusammenreffen, hatte von Anfang an die gleiche Überzeugung beibehal-

ten, dass eine unabhängige Aktion dem König nützen könne. Orthegraven konnte noch mehr als Kniehase seine Handlung vor sich selbst rechtfertigen.

In einer Gegenüberstellung Berndts von Vitzewitz und Orthegraven erscheint der letztere als eine zweite eigenwillige Sondergestalt. Er wird, wie schon erwähnt wurde, von Berndt ein "Mann von Ehre" genannt, und in der Meinung des Pastors Seidentopf ist er ein "Mann von Charakter" (W.I.S. 244). Der Erzähler sagt von ihm: "Der Konrektor gehörte einer Richtung an, wie sie damals in märkischen Landen nur selten betroffen wurde: Strenggläubigkeit bei Freudigkeit des Glaubens. . . . Er sah alle Dinge in ihrer Beziehung zu Gott; das gab ihm Klarheit und Ruhe" (W.I.S.82). Diese, im etwas kriegerisch-lutherischen Glauben fundierte Klarheit und Entschiedenheit zeigt Orthegraven auch in seiner militärischen Aufgabe während der Vorbereitungen für den Sturm, die ihm die Bewunderung des Generals Bamme einträgt. Er nimmt Enttäuschungen ohne Klage hin, wie zum Beispiel die Absage Marie Kniehases auf sein Heiratsangebot, und schwankt nicht in seinen Meinungen. Er ist ein Mann von Ehre nicht allein in dem von Berndt von Vitzewitz ausgedrückten Sinne, sondern darum

eben, weil er vor sich selbst bestehen konnte. Er brauchte sich nicht zu fragen, wie es ja Berndt von Vitzewitz nach dem missglückten Sturm tat, ob er der Erste hatte sein wollen, also ob er von dem Streben nach Höusserer Ehre geleitet worden war. Der Dichter sagt damit aus, dass es nicht darauf ankomme, ob die Zustimmung zu dem Sturm richtig gewesen war oder nicht, sondern darauf, dass Orthegraven davon selbst überzeugt war.

Die Klarheit und Ruhe, die den Charakter Orthegravens auszeichnet, führt Fontane aber auch auf seinen Glauben an die Prädestination zurück: "Er war aber ohne jede Spur von Aberglauben und sah in allem, was geschah, ein unwandelbar Beschlossenes. Seinem Bekenntnis, noch mehr seiner Parteilichkeit nach streng lutherisch, ruhte doch - ihm angeboren und deshalb unverwundlich - auf dem Grunde seines Herzens ein gut Stück prädestinationsgläubiger Calvinismus" (W.I.S.242). Orthegraven ist die erste Gestalt in Fontanes Werken, in der die innere Ehre mit dem Glauben an die Prädestination verknüpft ist. Sie steht an einer bestimmten Stelle der horizontalen Linie, von der vorher gesprochen wurde. (Vgl. S. 7)

Beginnend mit der Geschichte des alten Fluches am Anfang des

Romans verlegt der Erzähler - mit dem Überspringen von zwei hundert Jahren, in denen das Bild des allmächtigen Kaisers verblasst - das Schwergewicht von der im Glauben fundierten Einheit vieler Nationen auf die in der gleichen Erde bestehende Einheit des einzelnen Volkes. Dabei wird in einer Übergangszeit die Stellung des Königs eine umstrittene und der feste Bezug, auf den sich der Soldat und der Bürger gestützt haben, geht verloren. Die Frage tritt auf, wem die Ehre gegeben werden muss, der Dynastie oder der Heimaterde, dem Vaterland. Diese beiden Fragen spiegelt der Dichter in den Gesprächen Berndts von Vitzewitz und Orthegravens auf der einen Seite - , in der sich allerdings auch Abweichungen in der Begründung des Nichtgehorsams dem König gegenüber zeigen - und dem Prinzen Ferdinand, der die Ansicht des Königs vertritt, auf der anderen. Dabei nimmt der Dichter keine Stellung ein, er tritt zurück und lässt seine Helden sprechen. Er impliziert aber, dass er sich auf die Seite des Königs stellt, das heisst, auf die Seite der Ordnung und der Staatsklugheit. Die Ambivalenz des Ehrbegriffs zeigt er an verschiedenen Gestalten: Berndt und Lewin von Vitzewitz, Schulze Kniehase und Konrektor Orthe-graven.

Neben den Gestalten des zentralen Themas in Vor dem Sturm stehen auf dem zeitbildlichen Hintergrund unter anderm die verschiedenen Mitglieder der polnischen alt-adligen Emigrantenfamilie von Ladalinski, bei denen der Ehrbegriff besondere Bedeutung annimmt wegen ihrer Stellung im Staate als Expatrioten. Das Haupt der Familie, der alte Geheimrat von Ladalinski genießt Ansehen, besonders beim König, und gilt als ein Mann von Ehre. Sie besteht in dem Verpflichtungsgefühl des Edelmannes, das ihm geschenkte Vertrauen des Königs von Preussen nicht zu täuschen, sondern es mit Pflichttreue und einwandfreier Haltung zu belohnen. Er hält an einer einmal getroffenen Entscheidung, sein Vaterland zu vergessen und seine Dienste den Preussen zur Verfügung zu stellen, fest und schätzt die Gebote der Ehre so hoch ein, dass er nicht zögert, dabei das Glück seiner Tochter aufs Spiel zu setzen. Der König hatte ihm, der "bald preussischer als die Preussen selbst" geworden war (W.I.S.292), eine ausgezeichnete Stellung im Auswärtigen Amt zugewiesen. Ladalinski hatte es dabei für ratsam gehalten, auch zum Protestantismus zu konvertieren. Da ihm daran lag, keinen Verdacht auf seine Treue zum König von Preussen fallen zu lassen, sah er mit Besorgnis auf die Neigung seiner Tochter Kathinka zu dem als polnischen Nationalisten bekannten

Grafen Bninski. Bei einer Unterredung mit seiner Tochter besteht er nicht auf ihre Heirat mit Lewin von Vitzewitz, obgleich er seine Hoffnung auf eine Doppelhochzeit gesetzt hatte, nämlich auch auf die Heirat seines Sohnes mit Renate von Vitzewitz, sondern nur darauf, dass eine Heirat mit dem Grafen Bninski unterbleibt. Er drückt das im Gespräch mit seiner Tochter mit den folgenden Worten aus: ". . . all dies berührt meine Ehre mehr, als du glaubst. Ein Misstrauen gegen mich hat nie geschwiegen, auch nicht nach meinem Übertritt. Von dem Augenblick an, wo du nach Polen zurückkehrst, mit meiner Zustimmung und an der Seite eines Mannes, dessen preussenfeindliche Gesinnungen kein Geheimnis sind, gebe ich dem Verdacht Nahrung, in meiner jetzigen Stellung, die mich Einblick in so manches gewinnen liess, nur ein Aufhorcher gewesen zu sein" (W.I.S.356). Kathinka und Graf Bninski entsagen ihrer Neigung jedoch nicht; sie besitzen aber soviel Ehrgefühl, den alten Ladalinski von jedem Verdacht zu entlasten, indem sie die Flucht ergreifen, eine Handlung für die er nicht verantwortlich gemacht werden kann. Geheimrat von Ladalinski vertritt den Typus des vornehmen Adligen, wie er sein soll. Innere und äussere Ehre fliessen zusammen. Sein inneres Ehrgefühl hätte niemals einen Treubruch seinem adoptierten Lande gegenüber gestattet und nicht einmal

den Verdacht eines solchen. Gleichzeitig festigt es aber auch seine äussere Ehre, sein Ansehen, seine Existenz.

Tubal, der Sohn des Geheimrats hat sich in Preussen nicht so verankert wie sein Vater, er hat auch nicht dessen vorbildlich aristokratische Natur. Andererseits aber ist er nicht von dem fanatischen, einseitigen Preussenhass des Grafen Bninski besessen; seine grosse Freundschaft mit der Familie von Vitzewitz und besonders mit Lewin konnte einen solchen Hass von vornherein nicht aufkommen lassen. Tubal, der in Sachen der Liebe sehr haltlos und wankelmütig ist, zeigt jedoch als Pole ein unerwartet grosses Verständnis für die politischen Schwierigkeiten eines preussischen Generals, bei denen dessen Ehre in Frage gestellt wird. Auf einer Soirée beim Geheimrat Ladalinski wird durch einen Boten aus dem Auswärtigen Department dem Gastgeber ein persönliches Schreiben überreicht, in dem die Nachricht von der Kapitulation des Generals Yorck steht, das heisst, sein Übertritt zu den Russen.¹⁰ Als Ladalinski diese Nachricht seiner Familie und dem Grafen Bninski weitergibt, ist der letztere empört: "Und das nennen sie Treue hierlandes!" . . . "Ich bin ganz sicher, dass dieser General Yorck alles verachtet, was nicht einen preussischen Rock trägt, und das Ende davon

heisst 'Kapitulation'!" (W. I.S.324). Tubal, nachdem er sich gegen den Verdacht eines "engherzigen Preussentums" gesichert hat, sagt jedoch dazu:

"Nehmen wir den Fall, wie er liegt. Was geschehen ist, ist ein politischer Akt. Solang es eine Geschichte gibt, haben sich Umwälzungen, auch die segensreichsten, durch einen Wort-oder Treubruch eingeleitet. Ich erspare Ihnen und mir die Aufzählung. Wenn es Ausnahmen gibt, so sind es ihrer nicht viele, oder kluge Vorsorglichkeiten haben das Odium zu eskamotieren gewusst."
. . . "Wer vor grosse, jenseits des Alltäglichen liegende Aufgaben gestellt wird, der soll sich ihnen nicht entziehen, am wenigsten sich zum Knecht landläufiger Begriffe von Ruf und gutem Namen machen. Er soll nicht kleinmütig vor Verantwortung zurückschrecken; denn darauf läuft diese ganze Ehrensorge hinaus. Mit Gott und sich selber hat er sich zu vernehmen. Er soll sich zum Opfer bringen können, sich, Leben, Ehre. Geschieht es in rechtem Geiste, so wird er die Ehre, die er einsetzt, doppelt wiedergewinnen. Das ist der ewige Widerstreit der Pflichten, zwischen deren Wert es abzuwägen gilt. Eine Treue kann die andere ausschliessen. Wo die Bewahrung der einen durch die Verletzung der anderen erkauft werden muss, da wird freilich immer ein bitterer Beigeschmack bleiben; aber gerade der, der diesen Beigeschmack am bittersten empfindet, wird aus den reinsten Beweggründen heraus gehandelt haben." (W. I.S.324f).

Er wiederholt seine Überzeugung von der Ehre des Generals Yorck und sagt zu Bninski: ". . . Sie dürfen ihn [den General Yorck] verurteilen, nicht verdächtigen. Was seine Tat gilt, wird sich zeigen; seine Ehre aber, wie sie meines Schutzes nicht bedarf, sollte gegen jeden Zweifel oder Angriff gesichert sein" (W.I.S.325).

Die Worte könnten des Dichters eigene sein. Er relativiert

hier die Ehre und legt das Schwergewicht auf die Worte: "Wer vor grosse, jenseits des Alltäglichen liegende Aufgaben gestellt wird . . . ". Er stellt im Falle der Relativierung der Ehre des Generals Yorck eine Parallele zu der Überzeugung des Konrektors Orthegraven auf. Beide, der General und der Geistliche, haben einen überpersönlichen, auf das Ganze gerichteten Gesichtspunkt. Er steht im Kontrast zu dem Ehrbegriff des Geheimrats von Ladalinski. Die Ehre bei dem letzteren ist eine persönliche des Menschen vornehmer Gesinnung, der nach einer einmal getroffenen Entscheidung einen Vertrag hält und nicht zum Verräter an seinem adoptierten Vaterland wird. Diese allgemein gültige "innere Ehre" bedarf keiner Relativierung.

Unter den Frauen, bei denen die Ehre als Tugend bezeichnet wird, steht Marie Kniehase natürlich an erster Stelle, aber sie und die Geschichte ihrer Liebe zu Lewin von Vitzewitz fällt ganz und gar aus dem Rahmen der realen Wirklichkeit. Schon die Tatsache, dass durch die Liebe dieser beiden der alte auf dem Hause von Vitzewitz liegende Fluch wieder aufgehoben werden soll, nimmt diesen Teil des Romans aus dem Historischen und verlegt ihn in das Balladeske. Der Dichter setzt Marie Kniehase mit Vorbedacht weder in die Sphäre des Bürgerlichen, noch verbindet er sie mit den von ihm sogenannten "Bourgeois", auch macht er nicht

den Fehler, sie plötzlich als eine aus adligem Geschlecht stammende Baronin oder Gräfin zu entpuppen¹¹, sondern sie kommt mit fahrenden Künstlern von irgendwo her und gehört nicht ganz zur Wirklichkeit. Renate von Vitzewitz sagt von ihr mit Poesie: "Sie ist am Wege geboren, Am Weg, wo die Rosen blühen . . ." (W.I.S.72). Orthegraven, der ihre niedere Geburt nie beanstandet hatte und sie als eine "Auserwählte" betrachtete, sagt von den Ständen: "Die Patriarchalität ist viel, aber die Erwähltheit ist alles" (W.I.S.106). Marie Kniehase ist die erste weibliche Gestalt des Dichters, die als Vertreterin eines neuen Adels gilt. Er stellt neben sie die Vertreterin des Geburtsadels, Renate von Vitzewitz, mit der Marie aufgezogen worden ist, und betont damit die Gleichheit der Menschen von innerem Adel. Fontane lehnte den Dünkel des ersten Standes mit seinen Ansprüchen einer Vorrangstellung aus Gründen der Geburt ab. In allen seinen späteren, viel mehr der Wirklichkeit zugewandten Romanen hat er jedoch die Verbindung eines Adligen mit einer aus dem unteren Stande kommenden Person wegen der noch bestehenden gesellschaftlichen Konventionen nicht befürwortet. Nur in diesem ersten Roman lässt er in einer romantisch-verklärten Sondergestalt eine solche Verbindung zu. Es mag ein Wunschtraum gewesen sein.

Da es in Vor dem Sturm überhaupt keinen Menschen gibt, der nicht wenigstens ein kleines Mass von Ehrgefühl besitzt, gesteht der Dichter auch einer auf tiefstem sozialen Niveau stehenden Figur eine Art von Ehre oder Treue zu, die sich allerdings nur in ihrem Verhältnis zu Lewin von Vitzewitz zeigt. Es handelt sich um die alte Hehlerin, Hoppenmarieken, die wegen der humanen Behandlung, die ihr Lewin zukommen lässt, ihm ihre Dankbarkeit zeigt, indem sie sich an seiner Rettung aus der Gefangenschaft beteiligt, wobei ihr die ihr angeborene Schlaueit sehr zustatten kommt; sie stirbt aber kurz danach, weil ihr altes Herz bei der Aufregung versagte. Der Dichter lässt somit diese höchst fragwürdige Gestalt ihr Leben mit einer Heldentat beschliessen. Er vermeidet aber mit sehr feiner psychologischer Einsicht eine vollständige Verklärung der oft mit dem Gesetz in Konflikt gekommenen Hoppenmarieken, indem er wieder "zwei Seiten" als mögliche Motivierung für ihre Treue Lewin gegenüber aufstellt. Ihr Opfertod wird einerseits durch ihre bekannte Zuneigung zu Lewin motiviert; andererseits betont aber der viel realistischer denkende General von Bamme ihre Geschäftstüchtigkeit und ihren Blick in die Zukunft und erklärt damit ihre Aufopferung für Lewin. Hoppenmarieken weiss, dass die Franzosen nicht immer im Lande bleiben werden. Die

Relativierung der Ehre der alten fragwürdigen Person ergibt sich hier nicht aus der charakterlichen Darstellung durch den Erzähler, oder aus ihrer Gegenüberstellung mit andern Personen in Dialogen, sondern ihr Charakter wird in der Einstellung und vom Gesichtspunkt der andern Protagonisten gespiegelt. Hoppenmarieken findet bei dem realistisch denkenden Bamme eine andere Beurteilung als bei dem humanistisch eingestellten Lewin von Vitzewitz. Das läuft letzten Endes darauf hinaus, ob der Mensch an das Gute im andern glauben will, ob er ihm Ehre zuerkennen oder bei ihm nur die Frage der Zweckmässigkeit gelten lassen will. Der Dichter lässt diese Frage offen.

In diesem ersten von Vaterlandsliebe und edlen Gesinnungen beseelten Roman Fontanes, der ungefähr zehn Jahre vor dem deutsch-französischen Krieg begonnen und wohl schon früher konzipiert wurde und in dem auch noch keine "Maria Magdalenen" erscheinen, macht sich die Nähe Friedrichs von Schiller und der Romantik noch stark bemerkbar. Das Zeitkritische tritt weit hinter das Geschichtliche zurück. Der Unterschied zwischen dem ersten und dem zweiten Roman ist ausserordentlich gross. (Dabei darf nicht vergessen werden, dass die erzählte Zeit des Schach von Wuthenow vorverlegt ist). Die "Stimmung" und die Technik des Dichters haben sich verändert. Die Zeit

des Niedergangs auf dem militärischen Gebiet und im moralischen Bereich wurde in Vor dem Sturm mit keinem Wort erwähnt. Sie wird jetzt der Gegenstand der Zeitkritik. Der Dichter bleibt dabei auf der Linie, die er in Vor dem Sturm zu zeichnen begann, nämlich das Verblässen des Bildes des Königs von Gottes Gnaden, die umstrittene Stellung des Militärs im Staate, dessen Beziehung zu Europa und im besonderen zu Frankreich und nicht zuletzt die damit zusammenhängende Ambivalenz der Ehre.

Anmerkungen

1. Jutta Fürstenau, Fontane und die märkische Heimat (Berlin: Ebering, 1941), S. 39-40.
2. Fontane hatte lange mit Prof. Friedrich Wilhelm Holtze in Verbindung gestanden wegen der Übersendung von Material für Vor dem Sturm. Jutta Neuendorff-Fürstenau, "Briefe Theodor Fontanes und Friedrich Wilhelm Holtze", Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 4, (1960), 358-362.
3. Brief an Wilhelm Hertz v. 17.6.1866. Theodor Fontane. Von Dreissig bis Achtzig. Hrsg. Hans-Heinrich Reuter (Leipzig: Dieterich, 1959).
4. Theodor Fontane. Briefe an Julius Rodenberg (Berlin:Aufbau, 1960), S. 21
5. Der Ursprung des Duells ist umstritten. "Nach herrschender Ansicht ist es aus dem germanischen Gottesurteil entstanden." Der Grosse Brockhaus. 16.Völlig neubearbeitete Aufl. in 12 Bänden (Wiesbaden: Brockhaus, 1955). Eine andere Meinung stützt sich auf die Forschung von Belows, der eindeutig nachgewiesen habe, dass das moderne Duell durch den französischen Adel im 30jährigen Krieg nach Deutschland gekommen sei. Staatslexikon der Görres-Gesellschaft, Hrsg. Hermann Sacher, 2. Aufl. 5 Bd. (Freiburg i.Breisgau:Herder & Co., 1932). Fontane hat sich sicher der Ansicht Schopenhauers angeschlossen, der mit der ersteren hier erwähnten Meinung übereinstimmt und im Übrigen das Prinzip der "ritterlichen Ehre" und die Duelle auf das Feudalwesen des Rittertums zurückführt. A. Schopenhauer, Aphorismen zur Lebensweisheit, Hrsg. A. Fiedler, 3.Aufl. (Berlin:Wegweiser,1924), S.78 f. Vgl. besonders die Anmerkung auf S. 84.
6. Georg Lukács, Deutsche Literatur in zwei Jahrhunderten (Berlin: Luchterhand, 1964), S.486.
7. Hans-Heinrich Reuter, Fontane (München: Nymphenburg,1968)II, S.573-83.
8. W. X. Das Oderland, S.209.
9. Ebds. Fussnote S.210.
10. Mit der Konvention von Taurogen. Vgl. Anm.W.I.S.659.
11. Brief an Pietsch v.22.11.1878. Fontane Blätter,Bd 2,Heft 1, (Potsdam: Fontane Archiv,1969) S.38

Schach von Wuthenow

Fontanes Roman Schach von Wuthenow (1883) begegnet einer sehr unterschiedlichen Interpretation der Literaturkritiker, die sich auf die politischen, historischen und psychologischen Aspekte erstreckt.¹ Die verschiedenartige Beurteilung des Romans lässt die Frage auftreten, ob es dem Dichter selbst gelungen ist, dem Charakter seines Helden das richtige Relief zu geben. Vom Titel ausgehend muss angenommen werden, dass sich Fontane in der Hauptsache mit der Geschichte Schachs befassen will.² Aber der Untertitel des Romans "Erzählung aus der Zeit des Regiments Gensdarmes", sowie der Inhalt einiger seiner Briefe, deutet darauf hin, dass Fontane wegen seines aus der Gegenwart gesehenen Interesses für Politik und Zeitdiagnose in einen Konflikt zwischen der psychologischen Darstellung seines Helden und einer verhüllten und unverhüllten Kritik am Zeitgeschehen gerät, wobei ihm die ursprüngliche Intention aus der Hand ge-³glitten ist. Benno von Wiese sieht allerdings gerade eine Verflechtung der "geschichtlichen Situation" mit der "menschlichen Existenz" in dem Roman und hebt dies als ein positives Element der Erzählung hervor. Jedoch gibt er auch er zu, dass vom Psy -

chologischen gesehen ein dunkles und unerklärbares Rätsel bleibt." ⁴ Dieses Rätsel behandelt Hubert Ohl mit freundlicher Ironie: "Es bleibt ein Rest von Dunkelheit, und es ist, u.a. wohl nicht zuletzt dieses Gran von Nicht Rationalisierbarem in der Gestalt Schachs, das dieses Buch bis heute am Leben erhalten hat." ⁵ Fontane will natürlich das nicht Erklärbare, Rätselhafte im Menschen und auch dessen Unkenntnis über sich selbst hervorheben. Da kein Mensch die inneren Motivierungen des andern erkennen kann, da eine einseitige Meinung über Schach, zum Beispiel, niemals ausreichend, ja, sogar vollkommen falsch sein könnte, schon wegen des subjektiven Gesichtspunktes des jeweiligen Beurteilers, zieht Fontane es vor, den Erzähler am Ende des Romans zurücktreten zu lassen und in zwei Briefen, aus der "doppelten Optik", wie von Wiese es nennt, dem Leser zwei sehr verschiedene Ansichten über Schach, die letzten Endes dessen Ehre betreffen, zu präsentieren. ⁶

Mit Bezug auf die Subjektivität des Beurteilers eines andern, macht der Dichter lange vorher in dem Roman eine Aussage, die für dessen Relativierung der Ehre kennzeichnend ist. Victoire von Carayon hatte an ihre Freundin über den Ausflug mit Schach nach Tempelhof berichtet und darin ihre Trauer und

ihren Verdacht ausdrückt, dass der ihr sonst so sympathische Schach nach dem Besuch in der Kirche sich wieder ihrer Mutter zugesellt hatte, weil er sich in Begleitung der Tochter vor den Dorfbewohnern nicht sehen lassen wollte, wegen des Kontrastes der Schönheit der Mutter mit dem durch Pockennarben entstellten Gesicht Victoires. Darauf antwortet die Freundin:

"Ich finde, je mehr ich den Fall überlege, dass Du ganz einfach vor einer Alternative stehst und entweder Deine gute Meinung über S. oder aber Dein Misstrauen gegen ihn fallenlassen musst. Er sei Kavalier, schreibst Du mir, 'ja, das Ritterliche' fügst Du hinzu, 'sei so recht eigentlich seine Natur', und im selben Augenblicke, wo Du dies schreibst, bezichtigt ihn Dein Argwohn einer Handlungsweise, die, trübe sie zu, das Unritterlichste von der Welt sein würde. Solche Widersprüche gibt es nicht. Man ist entweder ein Mann von Ehre, oder man ist es nicht." (W.II.S.324).

Mit den Worten der Freundin Victoires sagt der Dichter aus, dass die Motivierungen eines Menschen unergründlich sind, und dass seine Beurteilung sehr oft von dem Charakter des Betrachters abhängt. Eine ähnliche Aussage machte Fontane schon in Vor dem Sturm im Falle der Hoppenmarieken. (Vgl. S.45). In der Doppelung der Briefe am Ende des Romans betont der Dichter die Undurchsichtigkeit der menschlichen Natur noch einmal, und in den Briefen weist er auf die zwei Seiten in Schachs Natur hin. Im Zusammenhang mit den vorher erwähnten assoziativen Faktoren und Leitmotiven und der Tatsache, dass Victoires Brief am Ende

steht, lässt er jedoch durchblicken, dass sie mit der Intuition der liebenden Frau sehr viel von dem erfasst hatte, was Schach bewegte und welchen Idealen er anhing. Die Beurteilung Schachs durch Victoire würde daher die Eitelkeit und sein Streben nach ausschliesslich äusserer Ehre ausschalten. Der Dichter lässt aber eine endgültige Beantwortung der Frage offen.

Schach von Wuthenow ist aus der "andern Stimmung" entstanden, von der am Ende von Vor dem Sturm gesprochen wurde. Der Stoff für den Roman war wegen der Analogie zu Fontanes Gegenwart für ihn von besonderem Interesse. Er sah nach 1870 die allmähliche Umwandlung des preussischen Staates in einen Militärstaat, in dem der Adel dieselbe Vorrangstellung einnahm, wie vormals, trotzdem er am Ende des neunzehnten Jahrhunderts dazu längst nicht mehr berechtigt war. Wie bekannt, erhielt Fontane den Stoff für die Geschichte des Rittmeisters Schach von Wuthenow von seiner alten Freundin Mathilde von Rohr, die sich auf die Memoiren der Gräfin Schwerin stützt.⁷ Danach hatte sich ein Major von Schack, der seine Karriere im Regiment Gensdarmes begonnen hatte, erschossen. Der Grund dafür waren Schulden und seine Abneigung gegen eine Heirat mit einem Fräulein von Crayen, die von ihm ein Kind erwartete, obgleich er ihr diese versprochen hatte. Ausser der Liebesaffäre und dem Hass auf Napoleon hatte de:

wirkliche Major Schack mit dem fiktiven Schach - wie Fontane seinen Helden nannte - nur wenig gemeinsam. Er war als "toler" Offizier bekannt, von Schulden überhäuft, fühlte sich seinem vornehmen Regiment gegenüber nur wenig verpflichtet und was das Wichtigste ist - er hatte sich erst 1815 erschossen - "so unangenehm dem Dichter diese Diskrepanz an sich war", wie Berend schreibt.⁸

Fontane benötigte fünf Jahre für die Niederschrift seines Romans, und eine Planänderung ist im Zusammenhang mit dem Vorhergesagten leicht möglich, teils weil der Dichter selbst sie erwogen haben mochte, teils aber auch, weil er sie auf Wunsch der Verleger vornehmen musste. Fontane hätte, zum Beispiel eine naturalistische, sich auf die Wirklichkeit stützende Geschichte in der Art Zolas nie schreiben können oder wollen, da er sich ja immer von der "Hässlichkeit" des Lebens fernhielt. Gleichzeitig war aber auch der Stoff, so wie er ihn vielleicht ursprünglich bearbeiten wollte, also der moralische Niedergang eines Offiziers zusammen mit dem sinkenden Ruf eines Elite-Regiments, in den grösseren Rahmen der Kapitulation von Jena-Auerstädt gesetzt, und dazu noch mit einer Datumsänderung, ein sehr heikler zur Zeit der Niederschrift. Fontane geht daher von einer sich der Wirklichkeit annähernden Fabel aus. Mit andern Wor

ten, er gestaltet seinen Helden - im Laufe einer möglichen Planänderung - derart, dass sich in ihm auf der Oberfläche, in den Augen von Bülows, zum Beispiel, das Negative des Regiments und seiner Zeit spiegelt, dass er in den Augen anderer aber, wie in denen von Alvenslebens, als ein Einzelgänger erscheint, der gerade durch seine vornehme Haltung dem moralischen Verfall entgegenwirkt und dadurch die Schwächen der anderen hervortreten lässt. Er verändert und verrätst die Psychologie Schachs und lässt sie nicht in so einfachem Rohholz erscheinen wie die des historischen Majors von Schack.

Die Fabel des Romans ist die einer kurzen, aber Folgen tragenden Liebesverirrung des Rittmeisters von Schach mit einer jungen Dame der Gesellschaft, Victoire von Carayon, die ihre Schönheit durch eine Pockenkrankheit verloren hatte. Sie besteht nicht auf Heirat, aber ihre Mutter, die dem Schach einmal nahegestanden hatte und von ihm noch immer verehrt wird, übersieht das sehr enge freundschaftliche Verhältnis gerade zur Zeit des Handlungsverlaufs und will neben der Ehre der Tochter auch ihre eigene Stellung in der Gesellschaft retten. Da Schach sich aus der Affäre ziehen will, erreicht sie durch eine Audienz beim König dessen Intervention. Schach gehorcht dem Gebot des Königs, der auf Heirat mit Victoire besteht, er-

schiesst sich aber gleich nach der Hochzeit auf der Heimfahrt in seinem Wagen.

Die Fragen der äusseren und inneren Ehre, die hierbei auftreten, sind mannigfaltig. Erstens manifestiert sich die Ehre der verschiedenen Offiziere des Regiments Gensdarmes je nach ihrem Charakter. Zweitens aber spalten sich die Parteien, wie schon in Vor dem Sturm erwähnt wurde, in ihrer Auffassung der nationalen Ehre, das heisst in ihrer Stellung zu dem preussischen König auf der einen Seite und der zu Napoleon auf der andern. Die politischen Meinungsverschiedenheiten werden vor dem Hintergrund der damaligen Hofgesellschaft mit ihrem Kampf um Rang und Ansehen, also um äussere Ehre, ausgetragen. Der König erscheint als der Bewahrer der Ehre einer Dame aus der Gesellschaft. Schliesslich zeigt der Dichter in dem Kampf Schachs mit seinem Ich um innere Ehre oder äusseren Ruhm einen gegen den Strom einer neuen Zeit schwimmenden, in alten Traditionen und Konventionen erstarrten und darum zum Untergang bestimmten Offizier.

Der Antagonist Schach von Wuthenows, der ehemalige Stabskapitän und Kosmopolit von Bülow, wird vom Dichter als das "Haupt jener militärischen Frondeure . . . , die damals die politische Meinung der Hauptstadt machten, beziehungsweise terrorisierten" (W.II.S.273) auf einer Soiree bei Frau von Carayon

eingeführt.

Der Rittmeister Schach von Wuthenow erscheint als ein etwas steifer, aber sehr korrekter, preussischer Gardeoffizier, für den die Ehre der Nation darin liegt, den Feind Napoleon aus dem Lande zu treiben: "Der Staat Friedrichs des Grossen muss sich wieder auf sich selbst besinnen" (W.II.S.277). Schach und seine Regimentskameraden widersetzen sich der Politik König Friedrich Wilhelms des Dritten und des Ministers von Haugwitz, bei denen zu der Zeit die Staatsraison den Vorrang vor dem Pochen auf die Stärke der Armee hat. Bülow wendet sich in seiner Kritik an dem Regiment Gensdarmes nicht nur den politischen Ansichten zu, sondern auch dem moralischen Niedergang und verbindet beides mit der Gesamtsituation Preussens am Abend von 1805-06. In der Spannung zwischen den Frondeuren um von Bülow, von denen die Politik des Königs gebilligt wird, und den Offizieren des Regiments Gensdarmes, die dagegen sind, steht der König somit nicht mehr als unumstrittenes Oberhaupt da.

Nach dem Selbstmord Schachs verabschiedet sich von Bülow von dem Leser mit seinem Brief an den Verleger Sander am Ende des Romans, in dem er sich des längeren über das Wesen der "falschen Ehre" auslässt. Die "falsche Ehre" wird hier gleichbedeutend mit der negativen Seite der äusseren Ehre. Bülow

behauptet, dass Schach ein Symptom, eine Zeiterscheinung sei, die sich ". . . nur in seiner Königlichen Majestät von Preussen Haupt-und Residenzstadt, oder, . . . immer nur in den Reihen unserer nachgeborenen friedericianischen Armee zutragen konnte, einer Armee, die statt der Ehre nur noch den Dünkel, und statt der Seele nur noch ein Uhrwerk hat - ein Uhrwerk, das bald genug abgelaufen sein wird. Der grosse König hat diesen schlimmen Zustand der Dinge vorbereitet, aber dass er so schlimm werden konnte, dazu mussten sich die grossen Könige erst schliessen, vor denen bekanntermassen jeder mehr erbangte, als vor Schlacht und Tod" (W.II. S.383). Er fährt fort, die Oberflächlichkeit und die wahllose Anwendung des Wortes "Ehre" auf alle möglichen Dinge und bei jeder Gelegenheit mit beissendem Spott zu geiseln: "Und dies beständige Sprechen von Ehre, von einer falschen Ehre, hat die Begriffe verwirrt und die richtige Ehre totgemacht" (W.II.S.383). Er muss allerdings zugeben, dass Schach "all seiner Fehler unerachtet, immer noch einer der Besten war" (W.II.S.383). Indem er Schachs Abhängigkeit von dem auf Trieb sand aufgebauten Urteil der Gesellschaft angreift und auf seine Eitelkeit anspielt, überträgt er diese Eitelkeit, nach der auch niemals eine Niederlage zugegeben werden durfte, auf die Politik. Der Krieg war erklärt

worden, ein Krieg, den Bülow schon als verloren sah: "Und was das bedeutet, steht in aller Deutlichkeit vor meiner Seele. Wir werden an derselben Welt des Scheins zugrunde gehen, an der Schach zugrunde gegangen ist" (W. II. S.384).

Das ist aber eine Halbwahrheit. Denn soweit die Offiziere des Regiments Gensdarmes im allgemeinen in Frage kommen, würden sie im Falle eines Krieges nach der Tradition der soldatischen Ehre alle ihnen zugeschriebenen Tollheiten vergessen und für ihr Vaterland kämpfen. Im besonderen Falle Schachs ist die Logik des Kosmopoliten von Bülow, der aus dem Einzelnen auf das Ganze schliesst, "aber freilich auch umgekehrt aus dem Ganzen aufs Einzelne" (W.II.S.382) fehlerhaft. Von dem Einzelnen aufs Ganze zu schliessen würde eine genaue Kenntnis der Psychologie dieses Einzelnen erfordern, die von Bülow aber nicht hat. Daher weist der Dichter auf eine ausserhalb aller rationalen Beweissführungen stehende Wahrheit hin, die eine unbekannte Seite in Schach enthüllt und zu den zuerst angenommenen Motiven für den späteren Selbstmord ein neues hinzufügt, mit dem er alle andern zu einem grossen Teil als unbedeutend erscheinen lässt. Es wird noch darauf zurückgekommen werden.

Von den beiden Frauen um Schach, Frau von Carayon und ihre Tochter Victoire, sieht die erstere Schach in anderm Licht als

ihre Tochter. Der Dichter deutet an, dass die bürgerlich geborene Mutter, die sich Jahre vorher mit einem Adligen verheiratet hatte, einmal in sehr nahen Beziehungen zu Schach gestanden hatte. Frau von Carayon führt das Ausweichen Schachs vor der Hochzeit mit ihrer Tochter auf seinen Geburtsdünkel zurück und wird jetzt als Witwe des aus alt-französischem Adel stammenden von Carayon die Ehre ihrer Tochter retten können. In einer Unterhaltung mit ihrer Tochter, in der die letztere die Mutter mit Bezug auf die "Flucht" Schachs beruhigen will, sagt Frau von Carayon: "Ich kannt ihn schon, als du noch ein Kind warst. Nur zu gut. Er ist eitel und hochfahrend, und die prinzlichen Höfe haben ihn vollends überschraubt. Er verfällt mehr und mehr ins Ridiküle. . . . Was mich aber am meisten verdriesst, ist das, er hat sich auch plötzlich auf seinen Obotritenadel besonnen und fängt an, sein Schach-oder Schachentum für etwas ganz Besonderes in der Weltpolitik zu halten" (W. II. S.361). Sie fährt fort: "An mir hätt er vorbeistolzieren und der bürgerlichen Generalpächterstochter, der kleinen Roturière, den Rücken kehren können. Aber du, Victoire, du; du bist nicht bloss meine Tochter, du bist auch deines Vaters Tochter, du bist eine Carayon!" (W.II.S.361). Frau von Carayon ist das Mitglied einer Gesellschaft, in der nur noch die 'äusse-

re Ehre Geltung hat, die nicht in geistigen oder humanitären Errungenschaften verankert ist, sondern den Wert des Menschen mit dem Geburtsadel verknüpft und in der sich eine Rivalität des Ranges zeigt, die in einen regelrechten untergründigen Kampf ausartet. Ohne die Unterstützung ihrer Mutter wäre die Ehre und die gesellschaftliche Stellung Victoires verloren. Von Bitterkeit gegen Schach geleitet wird Frau von Carayon die aus dem Bürgerstand Gekommene, die nie dünkelhaft gewesen und von dem Adelsstolz ihres verstorbenen Gatten "zur Verzweiflung gebracht worden war" (W.II.S.361), jetzt diesen uralten Adel als Waffe gegen Schach benutzen, denn er bedeutet eine Eintrittskarte für die Audienz beim König. Der Dichter führt aber zur Entschuldigung für Frau von Carayons Verhalten den bei ihm so oft angesetzten Zufall an; sie wusste nichts von der Karikaturensendung an Schach.

Mit der Geschichte der Frau von Carayon über die Abstammung ihres Gatten von den Kreuzrittern, die mit vor Jerusalem zogen und es befreiten, zur gleichen Zeit als der erste arme Schach "ins Land und an den Ruppiner See kam, und einen Wall und Graben zog und eine lateinische Messe hörte, von der er nichts verstand" (W.II.S.362), erklärt der Dichter gleichzeitig die Natur Schachs aus einer ganz andern Sicht als der soweit über ihn bekannten. In einer ironischen Verschränkung der Motivierung, in

der Schach sich gerade mit dem Kreuzrittertum identifizieren möchte, welches Frau von Carayon in dem Geburtsadel ihres verstorbenen Gatten als Waffe für die Ehrenrettung ihrer Tochter gegen ihn anbringen will, blicken beide Protagonisten in die ferne Vergangenheit zurück, und damit weist der Dichter auf den Anachronismus der Gegenwart hin.

Victoire sieht die unbekannte Seite Schachs zum ersten Male während des Ausflugs nach Tempelhof, der als ein Schlüssel des Romans gelten kann. Bei der Besichtigung der alten Kirche zeigt die kleine Tochter des Küsters das in den Altar eingebaute Steinbild eines Reiteroberst, den sie nach den von ihr erhaltenen Informationen als einen sagenumwobenen Tempelritter bezeichnet. Nach den Berichten hatte das Steinbild zuerst auf dem Boden gelegen, der Tote hätte sich aber wegen des Herumtretens der Einsegnungskinder auf seinem Bilde geärgert und darum "gepoltert" und eine unsichtbare Hand hätte die Gesangbuchzahlen ausgelöscht und neue hingeschrieben, die auf die Worte: "Du sollst deinen Toten in Ehren halten und ihn nicht schädigen an seinem Antlitz" hingewiesen hätten (W. II. S.301). Schach identifiziert das Steinbild allerdings nicht als das eines Tempelritters, sondern bezeichnet es als das eines Reiteroberst aus dem Dreissigjährigen Kriege oder aus den Ta-

gen vor Fehrbellin. Da die Kirche aber "mit ihren vorgothischen Formen" (W. II.S.301) nach der Meinung Schachs aus der Templerzeit stammen könne, entspinnt sich zwischen ihm und Victoire eine Unterhaltung über den Aufstieg und Verfall des Johanniter-Ordens, die Schach mit den Worten abschliesst"

"Aber so gross wie seine Schuld, so gross war auch seine Sühne, ganz dessen zu schweigen, dass auch hier wieder der unschuldig Überlebende die Schuld voraufgegangener Geschlechter zu büssen hatte. . . . Und so sehen wir denn den schuldbeladenen Orden, all seiner Unrühmlichkeiten unerachtet, schliesslich in einem wiedergewonnenen Glorienschein zugrunde gehen. Es war der Neid, der ihn tötete, der Neid und der Eigennutz, und schuldig oder nicht, mich überwältigt seine Grösse" (W. II.S.302).

Auf die scherzhafte Frage Victoire, ob er es vermocht hätte, als mönchischer Templer zu leben und zu sterben, oder ob er vielleicht nur durch das Kleid, "das noch kleidsamer war als die Supraweste der Gensdarmes" (W. II. S.302) verlockt worden sei, antwortet Schach: "Sie verkennen mich. Glauben Sie mir, es lebt etwas in mir, das mich vor keinem Gelübde zurückschrecken lässt "(W. II. S.302).

In diesem Bericht über die Vergangenheit, die Tradition und einstige Grösse eines ritterlich-geistigen Ordens identifiziert sich Schach im Geiste gleichzeitig mit dem Templer. Er versetzt sich selbst in die Zeit des Rittertums mit des-

sem Ethos, dem hohen Ziel des Kampfes für Gott und Kaiser, mit dem Endziel des Sieges der Christenheit über die Heiden. In ihrem Brief am Ende des Romans wird Victoire auf diesen Moment in Tempelhof zurückkommen.

Der Erzähler hat im künstlerischen Aufbau des Romans schon auf den "Ritter" in Schach vorausgedeutet. Ein anderer, sehr korrekter Offizier des Regiments Gensdarmes, der ebenfalls die Tollheiten der Offiziere nicht billigt, sagt zu Bülow über Schach: "Er ist immerhin einer unserer Besten" (W.II.S.288). Auf den Einwand Bülows: "Um so schlimmer" (W.II.S.288) fährt er fort: "Einer unserer Besten sag ich, und wirklich ein Guter. Er spielt nicht bloss den Ritterlichen, er ist es auch. Natürlich auf seine Weise. Jedenfalls trägt er ein ehrliches Gesicht und keine Maske" (W.II.S.288). Diese Meinung wird im ganzen auch von dem Leutnant Nostiz unterstrichen. Ein anderer Beweis für Schachs besonderen Begriff der Ehre, der ihn als Einzelgänger in seinem Regiment markiert, ist die sehr wichtige Tatsache, dass er sich nicht an der tollen Sommer-Schlittenfahrt beteiligt, in der sich die Offiziere des Regiments Gensdarmes in einer Masquerade eine zwar nur scherzhaft gemeinte, aber sehr geschmacklose Satire auf Luther leisteten. Schachs Worte darüber, mit denen er seine Ablehnung an der Fahrt Vic-

toire gegenüber motiviert: "Ernste Dinge fordern auch eine ernste Behandlung, . . ." (W. II.S. 34) steht im Zusammenhang mit der Ordensidee Schachs, die der Dichter erst am Ende vollkommen erhellt.

Die Worte Schachs über den Johanniter-Orden bringen auch die von dem Dichter erwähnten Bemerkungen Ludwigs von der Marwitz über den hohen aus dem Rittertum übernommenen Ehrbegriff des pommerschen und märkischen Adels in die Erinnerung zurück (Vgl. Vor dem Sturm, S.29). Obgleich Schach nach der Meinung Alvenslebens noch "einer der Besten ist", setzt ihn aber der Dichter von dem von Marwitz beschriebenen Idealtypus des preussischen Offiziers ab. Er stellt in von Alvensleben - der dieser Vollkommenheit viel näher kommt - einen von vornehmen Gesinnungen getragenen Verteidiger für Schach auf. Alvensleben sieht, zum Beispiel, in der Eitelkeit Schachs keine die Ehre berührende Eigenschaft, sondern nur einen Überästhetizismus. Aber auch von Alvensleben sieht nicht die ganze Tiefe der leicht beeinflussbaren und schwankenden Natur Schachs. (Hierbei sei erwähnt, dass Fontane für seinen Roman zuerst den Titel "Gezählt, gewogen und zu leicht gefunden" vorgeschlagen hatte).⁹ Von einer andern Perspektive aus gesehen steht Schach aber als Offizier in einer Zeit da, in der er zwar

einen Beruf aber nicht mehr das hatte, was er eine Berufung hätte nennen wollen.

Neben den verschiedenen Urteilen der anderen über Schach, im besonderen der Frage nach seiner Ehre, lässt der Dichter ihn aber auch sich selbst erforschen und Urteil über sich selbst halten. Er lässt ihn durch drei Phasen gehen, in denen er ihn den Konflikt zwischen Freiheitssinn und Ordnungsgedanken auf seine besondere Weise lösen lässt.¹⁰ Er beweist dabei, dass Schach sich selbst gar nicht genau kennt, dass er zwar Idealen nachjagt, aber bei den Schwierigkeiten des Lebens versagt, dass es ihm tatsächlich an wahrer innerer Ehre ermangelt.

An erster Stelle steht dabei die Ehre der Frau, seine Pflicht, Victoire zu heiraten, die mit seinen Zukunftsplänen, nämlich unverheiratet zu bleiben, in Konflikt kommt. Er erwähnt dies in einer Unterhaltung mit Frau von Carayon. Trotzdem stimmt er aber einer Heirat zu, angesichts der Situation, in der sich Victoire befindet, und bestätigt dies auch durch einen Brief an die Mutter. Nach gleich darauf folgenden Bedenken beruhigt er sich wieder und kommt sogar zu der Überzeugung, dass "sein Lebensschiff an der Klippe des Lächerlichen nicht gescheitert [war]" (W.II.S.345). In dieser ersten Phase,

nachdem sich der erste Schmerz schon gelegt hatte und die Vernunft, gemischt mit einer gewissen Resignation, den Sieg davonzutragen scheint, lässt der Erzähler mit den Worten "Armer Schach! Es war anders in den Sternen geschrieben" (W.II. S.345) das Schicksal, das allerdings schon vorher ohne sein Wissen über ihm gewaltet hatte, hervortreten. (Es war ja schon ein Zufall gewesen, dass er auf der Soirée beim Prinzen Louis dessen pikante Geschichte über die "beauté du diable" gehört hatte). Nach Erhalt der unerwarteten, ihm anonym zugesandten Karikaturensendung, in der seine Beziehung zu den Carayons verhöhnt wird, verliert er den Kopf, gerät in Panik und fährt Hals über Kopf auf sein Gut, ohne sich von ihnen zu verabschieden. Schach sieht in der Boshaftigkeit von anonym schreibenden Personen einen grossen Schicksalsschlag. Seine Eitelkeit ist getroffen und nach seiner Meinung ist auch sein Ansehen, also seine äussere Ehre, angegriffen worden, darüber vergisst er die innere, nämlich die Verpflichtung Victoire gegenüber. Es ist ebenso ein Zufall oder Schicksal, wie man es nennen will, dass Frau von Carayon von der Karikaturensendung nichts weiss und daher von Rachegefühlen und Bitternis bewegt wird.

In der zweiten Phase, beim Aufenthalt auf seinem Gute in Wuthenow kommt Schach ein zweites Mal zur Beruhigung. Während

eines sich Hintreibenlassens im Boot auf dem See philosophiert er im inneren Monolog" "Nahm er es nicht zu schwer? Was war es denn am Ende? Bosheit und Übelwollen. Und wer kann sich dem entziehen! Es kommt und geht. Eine Woche noch, und die Bosheit hat sich ausgelebt" (W.II.S.354).¹¹ Der Dichter macht jedoch einen feinen Unterschied zwischen der nur die Oberfläche seiner Natur berührenden Eitelkeit und einer aus "innerer Ehre" entspringenden Furcht vor dem Urteil der Gesellschaft, die glauben könnte, dass die Ehe mit Victoire von ihm nur aus finanziellen Gründen geplant worden wäre. Das letztere ist dem sehr vornehm denkenden Schach nicht gleichgültig: ". . . er hörte deutlich, wie die alte Prinzess Ferdinand ihrer Tochter, der schönen Radziwill, zuflüsterte: 'Est elle-riche?' 'Sans doute.' 'Ah, je comprends' "(W. II.S.354).

Die dritte Phase endet mit dem definitiven "Nein" in der Gemäldegalerie seines Stammsitzes, nachdem er vorher auch auf eine Unterredung mit seinem alten Pastor verzichtet hatte: ". . . was soll mir schliesslich seine Antwort? hab ich diese Antwort nicht schon vorweg? hab ich sie nicht in mir selbst? Kenn ich nicht die Gebote? Was mir fehlt, ist bloss die Lust, ihnen zu gehorchen" (W.II.S.357).

Es kann Hans-Heinrich Reuter nicht ganz zugestimmt werden,

wenn er schreibt, dass beim Anblick der Ahnengalerie von Offizieren und Generalen das "alte Preussen" in Schach wieder die Oberhand gewönne.¹² Schach sieht viel weiter zurück. Und wenn es so wäre, wie Reuter angibt, so sieht der Dichter das nicht als etwas Negatives, sondern als etwas Vergangenes und zu einer andern Epoche und Kulturstufe Gehörendes. In den militärischen Auszeichnungen - dem Pour le Mérite, dem Schwarzen Adler - die Schachs Vorfahren erhalten hatten, sieht Schach Aufstieg, Ruhm, Anerkennung als Belohnung für militärische Verdienste. Er sieht sich selbst aber im Abstieg. Das kategorische "Nein, nein!" bedeutet nicht den Rückfall in das alte Preussische, sondern die Ablehnung der "Gefangenschaft" und des Niedergangs. Es ist das Schaudern vor einer Zukunft, die er sich anders vorgestellt hatte. Er sieht vor sich eine zerschmetterte Karriere, ein Leben ohne Ruhm, in dem die Ehre, die er sich wünschte, nicht mehr erlangt werden kann, er sieht sich begraben im Alltag der Provinz mit einer unschönen Frau an der Seite. Das letzte "Nein, nein" unterstreicht seinen Entschluss, dem Leben zu entsagen. Schon in Wuthenow findet er die Lösung für sein eigenes Dilemma und gleichzeitig für das der Victoire. Diese Lösung hat ihre "zwei Seiten" wie sich in der Doppelung

der beiden Briefe am Ende des Romans zeigt. Sie wirft die Frage nach der wahren Ehre Schachs auf.

Die Audienz der Frau von Carayon beim König gibt dem Dichter Gelegenheit, das Bild eines "patriarchalischen Königs" zu zeichnen, eines "Vaters des Volkes", wie Friedrich Wilhelm III., den Fontane sehr verehrt hatte, oft genannt wurde. Der alte General von Köckritz bereitet die Audienz mit den folgenden Worten vor:

"Ja, meine gnädigste Frau, das sind sehr fatale Sachen, . . . von denen Seine Majestät nicht zu hören liebt, . . . solange . . . nichts zu bessern ist. Hier aber ist zu bessern, und ich würde meine Pflicht versäumen, . . . wenn ich ihm einen Fall wie den Ihrigen vorenthalten, oder, . . . Sie, meine gnädigste Frau, durch künstlich erfundene Schwierigkeiten an solchem Vortrag behindern wollte. Denn solche Schwierigkeiten sind allemal erfundene . . . in einem Lande wie das unsere, wo von alter Zeit her die Fürsten und Könige das Recht ihres Volkes wollen und nicht gesonnen sind, der Forderung eines solchen Rechtes bequem aus dem Wege zu gehen. Am allerwenigsten aber mein Allergnädigster König und Herr, der ein starkes Gefühl für das Ebenmässige des Rechts und deshalb einen wahren Widerwillen . . . gegen alle diejenigen hat, die sich wie manche Herren Offiziers, insonderheit aber die sonst so braven . . . Offiziers von Dero Regiment Gensdarmes, aus einem schlechten Dünke allerlei Narretei zu permittieren geneigt sind . . . "

(W. II. S. 368).

Schachs Audienz beim König ist nur noch eine formale Angelegenheit, da Schach ja immer gewusst hatte, was der Ehrenkodex vorschrieb. Als Mensch von Bitternis erfüllt darüber, dass er

sich wegen eines unglückseligen Zufalls einem alten Ehrengesetz unterwerfen muss, fügt er sich jedoch als korrekter preussischer Offizier in die Situation und unterwirft sich der Konvention. Der König verlangt von Schach die honnêteté: "Die verlang ich, und um dieser honnêteté verlang ich Ihre Heirat mit Fräulein von Carayon. Oder Sie müssten denn Ihren Abschied nehmen und den Dienst quittieren wollen" (W. II.S.371).

Das auf den König angewendete Attribut "patriarchalisch" muss im Rahmen der damaligen gesellschaftlichen Begrenzungen gesehen werden. Die Ehre der Frau, die honnêteté, um die sich der König hier bemüht, galt einer Dame des ersten Standes, für den der Ehrenkodex überhaupt nur Gültigkeit hatte. Schach hätte ein Mädchen aus unteren Ständen nicht heiraten können, ohne den Dienst zu quittieren. Der König fügt seinen Worten an Schach hinzu: "Übrigens alte Familie, die Carayons, und wird Ihren Fräulein Töchtern - Pardon, lieber Schach - die Stiftsantwortschaft auf Marienfluss oder Heiligengrabe nicht verderben" (W. II.S.371).

Nach dem Bericht über die Audienz beim König schaltet sich der Erzähler ein und sagt: "Die gnädigen Worte beider Majestäten [auch Königin Luise hatte mit Schach gesprochen] hatten einen Eindruck auf ihn [Schach] nicht verfehlt; trotzdem war

er nur getroffen, in nichts aber umgestimmt worden" (W.II.S. 373)

Schach fand die Lösung seines Konfliktes, so wie sie ihm in Wuthenow in den Sinn gekommen war. Er gehorcht dem Gebot des Königs, er heiratet Victoire, aber er erschießt sich gleich nach der Heirat. Dass Schach an eine derartige Lösung seines Dilemmas schon in Wuthenow, also schon vor der Audienz beim König gedacht hat, ist ein wichtiger Punkt, den der Dichter macht. Er sieht Schachs Standpunkt als eine moderne "ritterliche" Lösung, er gibt der Dame die Ehre zurück und bezahlt mit seinem Leben. Das Ausweichen Schachs durch den Tod hätte eine grosse Bitternis im Herzen der Victoire zurücklassen können, wenn der Dichter nicht einen Brief erwähnen würde, den Schach an Victoire geschrieben hatte. Da für Schach und seine Welt die Einhaltung der Konventionen das Wichtigste war, was im Leben der Menschen galt, so hatte er sein Möglichstes getan; Victoire und das Kind trugen seinen Namen. Dass er nicht mehr tun konnte, zeigt die menschliche Schwäche Schachs, der geglaubt hatte, für ein sich gestelltes Ziel grosse Opfer bringen zu können, aber bei der ersten grösseren Schwierigkeit im Leben versagt.

Eine endgültige Erklärung des diffizilen Ehrbegriffs Schachs, wenn sie überhaupt möglich ist, hängt zum Teil auch

noch davon ab, wieviel ihm das Leben überhaupt bedeutet, das heisst, wie gross sein Opfer war. Wie schon immer betont wurde, erscheint Schach in dem Roman als Einzelgänger. Aber er ist mehr als das, er lebt im falschen Jahrhundert. Der Dichter gebraucht das Epitheton "ritterlich" nicht nur mit Ironie; er weist damit auch auf die Innenwelt hin, in der Schach lebt.

Aus den zwei am Ende stehenden Briefen geht die Undurchsichtigkeit der menschlichen Natur und die Subjektivität ihres Beurteilers hervor. Bülow analysiert den Ehrbegriff Schachs vom rein Faktischen aus. Der Begriff falsche Ehre, wie ihn Bülow - wenn auch mit Einschränkung - auf Schach anwendet, kann auf dessen Denken und ethische Motivierung kein zutreffender sein, denn, wie im Vorhergehenden aufgewiesen wurde, setzt ihn der Dichter von der Haltung der "tollen" Kameraden ab. Seine Ehre ist weder wahr oder falsch, sie ist nur anders. Alvensleben, der Schach einen "Ritterlichen" nennt und Victoire kommen der Wahrheit näher. In ihrem zweiten Brief an ihre Freundin auf den Ausflug mit Schach nach Tempelhof zurückkommend schreibt Victoire: "Heimkehrend aus der Kirche, sprachen wir über Ordensritter und Ordensregeln, und der ungesucht ernste Ton, mit dem er Schach trotz meiner Neckereien, den Gegenstand be-

handelte, zeigte mir deutlich, welchen Idealen er nachhing. Und unter diesen . . . war sicherlich nicht die Ehe. . . . Ein Kardinal . . . lässt sich eben nicht als Ehemann denken" (W. II.S.386).

Von diesem Gesichtspunkt aus erscheint Schach, der Gardeoffizier, als ein Tempelritter, der sich in das neunzehnte Jahrhundert verirrt hat, als ein Visionär, der immer noch am Ethos des Rittertums hängt, an einer Form, die einen Inhalt hatte. Das Motiv des Tempelritters ist der Schlüssel zu Schachs Natur und zu seinem Ehrbegriff. Die Ehre ist für ihn die soldatisch-mittelalterliche des Ordensritters, der für Gott und Kaiser in das Heilige Land zieht und die Heiden bekämpft.

Schach überträgt die Idee einer Heiligen Mission auch auf seine Zeit, nämlich auf den Kampf gegen Napoleon. Dabei stehen ihm aber neue staatspolitische Ideen, die sich nicht immer mit militärischen Zielen decken, entgegen. So sieht sich Schach von allen Seiten eingeengt, und es ist Ironie, dass seine eigene Natur gerade nicht viel von der Grösse eines Tempelritters hatte, von der er zu Victoire einmal gesprochen hatte, das heisst, er verstand es nicht, dem Leben entgegenzutreten, sondern resignierte eher.

Schach, der Aussenseiter und Einzelgänger, erscheint zuletzt als anachronistische Figur, als nicht auf dem Boden der Wirklichkeit stehend. Die neue Zeit kann nicht mehr dem Ordensritterideal nachhängen und Schach, der die Synthese vom Alten zum Neuen nicht finden kann, wird hier zum Symbol seiner Zeit; sein besonderer Anachronismus spiegelt den seines ganzen Standes wider. Von diesem Gesichtspunkt aus muss der Freitod Schachs von Wuthenow als Symbol des Verfalls und als Notwendigkeit angesehen werden.

Anmerkungen

1. Von Werken über Fontane, die Artikel über Schach von Wuthenow enthalten, seien u.a. die von Kenneth Attwood, Richard Brinkmann, Peter Demetz, Hans-Heinrich Reuter, Karl Richter, Heiko Strech, Conrad Wandrey erwähnt. (Pierre-Paul Sagaves Werk: Fontane. Schach von Wuthenow. Dichtung und Wirklichkeit, 1966, ist mir hier nicht zugänglich). Zu den literaturgeschichtlichen Werken, die Fontanes Schach von Wuthenow einschliessen, gehören die von Franz, Koch, Fritz Martini, Oscar Walzel, Roy Pascal, Georg Lukacs, Hubert Ohl. Einzelartikel sind von Eduard Berend und Pierre-Paul Sagave geschrieben worden. Vgl. auch die Bibliographie am Ende dieser Arbeit.
2. Das geht aus der Korrespondenz Fontanes hervor, besonders aus den Briefen an Mathilde von Rohr vom 15.5.1878 und 11.8. 1878. Theodor Fontane. Gesammelte Werke. Jubiläumsausgabe. Autobiographische Werke, Briefe. (Berlin: S.Fischer, 1919-20). In einem Brief an seine Frau vom 28.6.1879 schreibt Fontane über seine "Fräulein von Crayn Novelle". (die von der Beziehung des Fräulein von C. zu dem Major von Schack handelt). Theodor Fontane I. Briefe an den Vater, die Mutter und die Frau. Hrsg. Kurt Schreinert. (Berlin: Propyläen, 1968).
3. Vgl. dazu den Brief an Gustav Karpeles vom 14.3.1880, in dem Fontane u.a. Schach von Wuthenow mit den kurzen Worten zur Veröffentlichung anbietet: I. I. Schach von Wuthenow spielt im Sommer 1806: Zeit des Regiments Gensdarmes. Inhalt: Eitlen, auf die Ehre dieser Welt gestellten Naturen ist der Spott und das Lachen der Gesellschaft derart unerträglich, dass sie lieber den Tod wählen als eine Pflicht erfüllen, die sie selber gut und klug genug sind, als Pflicht zu erkennen, aber auch schwach genug sind, aus Furcht vor Verspottung nicht erfüllen zu wollen." Theodor Fontane, Gesammelte Werke, Jubiläumsausgabe, Bd 4: Autobiographische Werke, Briefe. Vgl. auch die Briefe an Grosser in Fontane-Sonderheft 2 (1969), Fontane Archiv, Potsdam, Hrsg. Gotthard Erler.
4. Benno von Wiese, "Fontanes 'Schach von Wuthenow' " in: Die deutsche Novelle von Goethe bis Kafka. (Düsseldorf: Bagel, 1956-62) II, S. 242.

5. Hubert Ohl, Bild und Wirklichkeit. Studien zur Romankunst Raabes und Fontanes (Heidelberg: Lothar Stiehm, 1968) S.162
6. von Wiese, S. 240, 260.
7. Eduard Berend, "Die historische Grundlage von Theodor Fontanes Erzählung 'Schach von Wuthenow'", Deutsche Rundschau 50 (1924), 168-182. Die Arbeit Pierre-Paul Sagaves "Schach von Wuthenow, un Roman Berlinois", 1960, in der ebenfalls der historische Hintergrund behandelt wird, ist mir hier nicht zugänglich.
8. Berend, S. 169.
9. Hans-Heinrich Reuter, Fontane (München: Nymphenburg, 1968) II, S. 608.
10. Von dem Konflikt zwischen Ordnungssinn und Freiheitsgedanken Fontanes schreibt Conrad Wandrey als erster Biograph Fontanes: Conrad Wandrey, Theodor Fontane (München: Beck, 1919), S. 9.
11. Dies ist eine der Stellen, an der eine Planänderung zu bemerken ist. Fontane hatte zuerst immer die Eitelkeit Schachs als Hauptmotiv für den Selbstmord dargestellt. Vgl. Anm. 3.

Graf Petöfy

In einem Brief an seine Frau schreibt Fontane mit Bezug auf den Roman Graf Petöfy (1884), dass es der Zweck des Kunstwerkes sei, sich über das Konventionelle zu erheben, womit er sagen will, dass die blosse Tatsache einer Mischehe zwischen Wiener Aristokraten und bürgerlichen Künstlern nichts Besonderes sei. Er hält ausserdem seiner Frau vor, mit der von ihr an seinem Roman ausgedrückten Kritik nicht bloss die Geschichte selbst, sondern auch die Hauptpersonen mit einer der "landläufigen Novellenliteratur entnommenen Alltagsseele" ausgemessen zu haben.¹ Diese Bemerkung ist hier vorausgeschickt worden, weil gerade das "allzu Konventionelle" an Graf Petöfy von einem bekannten Literaturkritiker² und sogar von den Söhnen Fontanes bemängelt wird und der Roman als einer der schwächsten des Dichters gilt.³

Eine Analyse der "Ehre" in Graf Petöfy ist jedoch insofern von Interesse, als sie eine Variante aufweist, die sich vom preussisch-aristokratischen Ehrbegriff in den Berliner Romanen Fontanes sehr stark unterscheidet. Es soll dahingestellt bleiben, ob Fontane zu dieser Zeit den Unterschied in sehr scharfes Relief setzen wollte. Inmitten der Gestalten aus Schach

von Wuthenow, Irrungen Wirrungen, Cécile und Stine, die alle im gleichen Zeitraum entworfen, wenn auch nicht publiziert worden sind,⁴ erscheint der alte Graf Petöfy als eine Figur aus einer andern Welt und könnte die Vermutung einer pointierten Vergleichs des preussischen Adels mit dem österreichisch-ungarischen unterstützen.

Die Ehre des Grafen Petöfy zeigt sich als Komponente der allerpersönlichsten Sphäre des Menschen: in seinem Stolz. Graf Petöfy ist nach einer Aussage Hannahs, der Freundin Franziskas, "alt und möchte gern jung sein" aber auch, wie sie in einem Gespräch mit ihrer Freundin hinzufügt, "vornehmer und besser als irgendeiner der jungen und namentlich der alten Herren", die ihrer Herrin einen Besuch gemacht haben (W. II. S. 26). Nach der Ansicht seiner Schwester Judith hat es der alte Graf versäumt, sich zu rechter Zeit seiner Jahre bewusst zu werden, "er ist der ewig Jugendliche geblieben, unstedt und rastlos . . ." (W.II.S. 54). Wegen der Untreue seiner jungen Frau - wenn man es so nennen will, wird er plötzlich vor die Tatsache gestellt, dass er ein alter Mann, und, wie er meint, ein Störenfried ist, und diese Erkenntnis wiegt beinahe schwerer als eine mögliche Indiskretion seiner Gattin. Bei einem Vergleich zwischen ihm und seinem preussischen Gegenspieler, dem alten

Grafen Haldern in Stine setzt ihn der Erzähler von dem moralischen Verfall des letzteren ab und zeigt ihn in seiner Einsicht und seiner Verinnerlichung des Ehrbegriffs als Exponenten einer wirklich vornehmen Gesinnung.

Während der preussische Ehrbegriff bei fast allen Hauptprotagonisten der Berliner Romane in Standes- und Geburtsdünkel und dem Anhängen an archaischen Ehrgesetzen liegt, ist Graf Petöfy von allen Vorurteilen und Rangunterschieden frei, eine Eigenschaft, die er nach der Aussage seiner Schwester allerdings erst im späten Leben angenommen hat. Sie schreibt an ihren Beichtvater Fessler: "Er . . . [ihr Bruder] hat zum Überfluss auch noch eine Neigung ausgebildet, gegen all das anzustreben und unter Umständen auch anzustürmen, was er 'Vorurteile des Standes und der Gesellschaft' nennt" (W. II. S. 54). Ebenso schaltet er das Duell als Ehrenhandel vollkommen aus und erwähnt es in einer Unterhaltung mit Franziska nur am Rande, als eine Episode eines seiner Vorfahren.

Es ist gerade das hohe ethisch-moralische Niveau nicht nur der Person des alten Grafen, sondern der gesamten Atmosphäre des Romans, das bei der gleichen gesellschaftlichen Stellung der Hauptprotagonisten einen Vergleich mit Stine herausfordert. Der Handlungsverlauf in Graf Petöfy liegt auf der

Ebene des Legitimen, abgesehen von der Liebesaffäre zwischen Franziska und Egon, die nur angedeutet wird, im Gegensatz zum durchaus Illegitimen in Stine. Die Szene in Graf Petöfy wird entweder in das Wiener Stadtpalais des Grafen gelegt oder in sein ungarisches Schloss, und die Gesellschaft, die er für die Künstler gibt, spielt sich vor aller Welt ab. Sogar die kleinen Demoiselles, die in einem grossen Konfektionsgeschäft im gegenüberliegenden Hause arbeiten, liegen am Fenster und sehen der Anfahrt der Gäste zu. In Stine wird eine ganz andere Gesellschaft irgendwo im Dickicht der Grossstadt in der einfachen, von ihrem Verehrer etwas aufgeputzten Wohnung einer ausgehaltenen Frau gegeben. Die Gesellschaft ist der Welt unbekannt, und nur die kleinbürgerlichen Hausbesitzer liegen am Schlüsselloch und horchen. Beide Hauptfiguren sind alte Militärs, die aus verschiedenen Gründen aus ihrer Laufbahn gerissen worden waren. Beide interessieren sich für das Theater, was bei dem Preussen eine Spielerei, bei dem Wiener eine Passion ist. Während über Graf Petöfy der Zauber des Wiener Barock schwebt, lässt der Dichter in Stine die Kunst in eine "Kartoffelkomödie" absinken. Graf Petöfy erscheint als ein Mäzen des Wiener Theaters, der wirkliche Talente protegirt, während Graf Haldern zweitklassige Schauspieler zur persöhn-

lichen Belustigung um sich schart. In Stine ist es nicht Graf Haldern, der irgendeinem Künstler zu einer Karriere verhilft, sondern Wanda, die arme, zweitklassige Schauspielerin, die einen jungen Studenten - der zudem noch nicht einmal Talent hat - protegiert. Petöfy wahrt die Ehre der Frau; Franziska soll die "Königin des Festes werden, während Graf Haldern seine Stine mit humoristisch-satirischer Anspielung auf Mozarts "Zauberflöte" als "Königin der Nacht" feiert. Die geistreiche Partnerin und Vorleserin, die sich Petöfy zur Gattin ausgewählt hat, wird eine legitime werden und keine Cécile.

Es ist der Ehrbegriff, der letzten Endes den Grafen Petöfy zum "tragischen Helden" werden lässt, da er sein falsches Kalkül auf seine eigene Weise berichtigt und den Fehler mit seinem Leben bezahlt. Im Gegensatz dazu steht Graf Haldern konfliktlos da; seine Ruhe wird nur durch das Verhalten seines Neffen gestört. Im Gegensatz zu dem eine Scheinehre aufrecht erhaltenden Grafen Haldern weist Graf Petöfy trotz seiner eigenwilligen Natur, die nicht mit sich handeln lässt, noch viel von dem auf, was den Adel, so wie er sein sollte, auszeichnet. Jedoch weist der Dichter mit den Worten Franziskas und auch des Grafen selbst auf die Unhaltbarkeit einer Vorrangstellung des Adels hin.

Von den adligen, nicht direkt den Typus darstellenden Gestalten, die in dem eingangs erwähnten Zeitraum von Fontane erschaffen wurden, wird der Rittmeister von Schach in Schach von Wuthenow als eine im Anachronismus versandete Gestalt, Graf Haldern als moralisch abgesunken bezeichnet, wogegen dem alten Grafen Petöfy das Attribut "der letzte Kavalier seiner Zeit" zugesprochen werden kann.

Der siebenzig Jahre alte österreichisch-ungarische Graf Petöfy steht vor der Heirat mit einer vierundzwanzigjährigen norddeutschen Schauspielerin, der Tochter eines Pastors. Seine Schwester hat Bedenken gegen diese Heirat, weil sie die Gefahr einer solchen Ehe hauptsächlich in dem Altersunterschied sieht. Petöfy zerstreut aber ihre Bedenken. Auch Hannah, die Freundin Franziskas, hat Einwendungen; sie bestehen aber mehr in dem Unkonventionellen der Heirat. Franziska lehnt jedoch diese Bedenken mit der auch vom Dichter selbst vertretenen Ansicht ab, indem sie ihren Fall einen der "gewöhnlichsten" und "zulässigsten" Ausnahmen nennt: "Im allgemeinen . . . gehört zu einem Grafen eine Gräfin; . . . Aber wenn es keine Gräfin sein kann, so kommt nach der Gräfin gleich die Schauspielerin, weil sie . . . der Gräfin am nächsten steht. Denn worauf kommt es in der sogenannten Oberschicht an? Doch immer nur darauf, dass

man eine Schleppe tragen und einen Handschuh mit einigem Schick aus- und anziehen kann. Und sieh, das gerade lernen wir aus dem Grunde" (W.II.S.72). Franziska ist geistreich, sie hat Talent und erfreut sich auch eines sehr guten Rufes. Graf Petöfy erklärt seiner Schwester Judith, dass er sich die Ehe mit Franziska als einen Freundschaftspakt denkt, er will seiner Frau "carte blanche" geben, da er sich über alltägliche Begriffe, "die schliesslich immer nur Lügen aufdecken", hinwegsetzt. Alles was er verlangt, ist Diskretion, die Wahrung des "Dekorums" und der "Dehors". Gräfin Judith, die ebenfalls im grossen ganzen über Rangunterschiede erhaben ist, hat aber die grössten Bedenken wegen des Altersunterschiedes; sie glaubt ihren Bruder zu kennen und weiss, dass er sich selbst betrügt. Darum stellt sie ihm nur die einfache Frage: "Wo ziehst Du scharf die Grenze zwischen dem, was statthaft und was unstatthaft ist? Was liegt innerhalb Deiner 'Dehors', und was liegt ausserhalb?" (W. II.S.67). In einem Gespräch mit Franziska kurz vor der Heirat legt Graf Petöfy seine Karten noch einmal auf den Tisch. Er will "kein Herz, oder doch nicht das, was die Welt, die Jugend, ein Herz zu nennen beliebt. Ein anderes, das nichts weiter bedeutet als Sympathie" (W.II.S.70). Er will eine geistreiche junge Frau um sich

haben, die "Licht und Lachen und Esprit und Witz" mit sich bringt. Der wichtigste, aber doch auch der schwierigste Punkt ist die Freiheit, die er ihr gewährt: "Sie sollen frei sein und die Grenzen Ihrer Freiheit selbst ziehen; Ihr feiner Sinn ist mir Bürge, dass Sie sie richtig ziehen werden" (W.II.S.70) sagt er zu Franziska. Diese letzten Worte sind schwerwiegender als sie zuerst im Rahmen des Ganzen erscheinen, denn sie sind ein Appell an die Ehre. Der Graf ist sich dessen nicht bewusst, dass ein auf Diskretion, Dekorum und Dehors aufgebauter Ehevertrag nicht auf Ehre, sondern sehr leicht auf Scheinehre fussen kann und gerade eine solche, also die Heuchelei, erwartet er nicht von Franziska. Er unterschätzt die alle guten Vorsätze durchkreuzende Macht der Liebe und auch seinen eigenen Stolz.

Franziska glaubt, den Pakt einhalten zu können, da sie sich frei von grossen Passionen sieht und im Leben der Vernunft den Vorrang gibt, da sie nach ihren eigenen Angaben auch ehrgeizig ist und ebenfalls die Unabhängigkeit von der Anerkennung der Menschen begrüsst, die sie durch eine Ehe mit dem Grafen Petöfy erreichen würde. Nach der Rückkehr von der Hochzeitsreise nach Italien, auf der sie den Grafen schätzen gelernt hat, erscheint in der Person Egons, des jungen Neffen

des Grafen - auf dessen Attraktion für Franziska der Dichter schon vorausgedeutet hatte - ein Rivale für seinen Onkel und ein natürlicher Partner für Franziska. Nach einer Rettungsaktion für ein Kind, an der sich Egon und Franziska beteiligt hatten, kommen sie auf der Heimfahrt im Boote in einen Sturm und geraten in Lebensgefahr. Sie müssen im Fährhaus auf einer Insel übernachten, und eine Liebesaffäre spinnt sich an, von der Graf Petöfy im Laufe der Ereignisse Kenntnis erhält. Nach einer kurzen Aufwallung der Empörung und Enttäuschung hält er mit sich selbst Gericht und erschiesst sich, um der Jugend den Weg frei zu machen. Franziska heiratet aber den jungen Grafen nicht, sondern widmet sich den Pflichten des Hauses Petöfy, dessen Besitzerin sie wird.

Der Dichter skizziert den Charakter des Grafen Petöfy gleich am Anfang der Erzählung, und mit dessen besonderer Ansicht über die Ehre gibt er eine Vorausschau auf die kommenden Ereignisse. Petöfy erfährt vor Beginn einer Gesellschaft, die er als Mäzen der Schauspieler in seinem Stadtpalais gibt, von dem Freitod eines alten Freundes, der sich wegen einer Liebesaffäre seiner Frau erschossen hatte und sagt nach langem Schweigen: "Er Gablenz, der Freund, war ein vollkommener Kavalier und hielt es mit dem Wort: 'Ich mar-

chandiere nicht' . . . Hätt er mit dem Ehrenpunkt marchandieren können, er lebte noch." ⁵ Auf die etwas schnell und unbedacht hingeworfenen Worte des Grafen Coronini: "Unter allen Umständen ein beklagenswerter Ausgang, . . . und um so beklagenswerter, als der Zweck, um dessentwillen so gehandelt wurde, nicht erreicht wird. In gewollter Wahrung seiner Ehre hat er sie nur aufs neue blossgestellt" (W. II. S. 13) erwidert der alte Graf:

"Graf Coronini, Pardon, aber dem Ernste solcher Fragen ist mit Alltagsbetrachtungen und einer landläufigen Moral nicht beizukommen. Ich bin mit Ihrem Vater, dem Grafen, jung gewesen, ein halb Jahrhundert liegt dazwischen, und so müssen Sie mir, einem alten Grognard, diese Sprache gute halten. Es ist ein tiefes und schönes Wort, das Wort von der süßen Gewohnheit des Daseins; alles was lebt, hängt auch am Leben, und nur der geht, der gehen muss. Unter den vielen Bücherweisheitssätzen, die mir von Grund auf zuwider sind, steht der von der besonderen Feiglingenschaft derer, die das Pistol in die Hand nehmen, oben an. Nach dem bisschen Lebensweisheit, das ich mir anzueignen in der Lage war, hört das Pistol auf, wo die Feigheit anfängt, und hort die Feigheit auf, wo das Pistol anfängt. Wer es in die Hand nimmt, ist durch schwere Kämpfe gegangen. Achtung vor dem Unglück! Und nun gar der Ehrenpunkt; die Ehre! Jeder, der überhaupt davon hat, weiss allein, wo sie für ihn liegt oder nicht liegt" (W. II. S. 13 f.).

Nicht lange darauf wird Petöfy mit seinem Freitod demonstrieren, wo für ihn der Ehrenpunkt liegt. Er gibt ihn der Welt nicht bekannt, der Leser aber erfährt darüber aus dem vom Er-

zähler eingesetzten grossen Monolog des Grafen Petöfy.

Ausser dem in der Unterhaltung mit dem Grafen Coronini ausgedrückten Standpunkt des alten Grafen in der Frage der Ehre hat er seine aristokratische Haltung auch in seiner Stellung zum österreichischen Kaiser nach der ungarischen Revolution gezeigt. Nach Beginn des Aufstandes gerät Petöfy in den Konflikt zwischen Liebe zum Geburtsland und Treue für den Kaiser (einen ähnlichen Konflikt, in dem es sich um die Ehre für das Staatsoberhaupt handelt, hatte der Dichter schon einmal in der Geschichte des alten Fluches am Anfang von Vor dem Sturm und dem späteren Konflikt Berndts von Vitzewitz im gleichen Roman beschrieben). Petöfy konnte sein ungarisches Heimatland nicht verleugnen aber auch den dem österreichischen Kaiser geschworenen Eid nicht brechen, und er tat in dem Falle, wie er zu Franziska sagt, das, "was sonst immer als das Schlechteste gilt und meist auch ist: [er] wählte nicht links und nicht rechts" (W. II. S. 101). Er bat den Kaiser um seine Demission. Diese ihm vom Herzen diktierte Entscheidung sah er als die richtige an.

Der Dichter lässt den alten Grafen diese Geschichte nicht ohne Grund erzählen, denn er weist damit auf den Unterschied in der Auffassung des Ehrenpunkts bei Franziska und dem Grafen Petöfy hin. Franziska wird kurz darauf in einem ähnli-

chen Konflikt, dem zwischen Pflicht und Neigung stehen, sie hatte dem alten, gütigen Grafen gegenüber eine Pflicht zu erfüllen, gab aber der Neigung nach und "reichte ihre Demission" nicht ein.

In dem Monolog Petöfys lässt Fontane seinen Protagonisten auf dem Gipfelpunkt seines Konfliktes, wie so oft bei seinen Helden, zu einer Auseinandersetzung mit sich selbst kommen und enthüllt dabei den ganz persönlichen Ehrenpunkt Petöfys. Er ist ein von Humanität diktiert, schliesst aber seinen Stolz nicht aus. Die Ehre Petöfys bedeutet dem Mitmenschen gegenüber Güte und Grösse, paradoxerweise ist sie aber im Sinne des katholischen Dogmas Sünde. Nach der zuerst von ihm nur angenommenen, dann aber als Gewissheit erkannten Untreue Franziskas sagt der Erzähler von dem alten Grafen: "Er sah nun klar, und nur in einem sah er nicht klar, was zu tun sei" (W. II. S. 157). Das heisst, dass die Untreue seiner Gattin ein schwerer und nicht erwarteter Schlag für Petöfy war, nach dem er sich zu einer sehr schwierigen Entscheidung durchringen musste, der seiner Ehre Genugtuung geben, den andern aber nicht schaden sollte. Er weist dabei alle in seinem Innern auftretenden Anklagen sofort zurück: "Was war denn geschehen? Es war nur geschehen, was geschehen musste". . . . "Sie sind

jung und lieben einander. Und das ist das Natürliche" (W. II. S. 157-58). Er geht durch denselben langen Kampf, über den er anlässlich der Nachricht vom Freitod seines Freundes Gablenz so ausführlich debattiert hatte, aber niemals wendet er das Wort "Schuld" im Falle der beiden jungen Menschen an: "Und wenn ich den Ausweg aus dem Wirrsal nicht finden kann oder wenigstens nicht den, der ans Licht führt, wer ist schuld? Wer? Ich, ich allein. An mir ist es, die Konsequenzen eines falschen Exempels auf mich zu nehmen, und ich will es und werd es" (W. II. S. 159). Schliesslich beendet er die lange Betrachtung seiner Lage mit Worten eines beinahe kalten Stolzes und einer gleich darauf folgenden Resignation und einem Ausdruck der Güte: "Eine der lästigsten Erscheinungen im Leben und Gesellschaft ist mir immer der Störenfried gewesen; ich mag seine Rolle nicht spielen. Und zudem, was ist der einzelne? Nichts. Und nun gar der einzelne, wenn er gelebt hat und seine Tage hinter ihm liegen. Es kann auch ein Glück sein, ein letztes und höchstes, dem Glück anderer die Wege zu bereiten" (W. II. S. 159). Es fällt auf, dass der in der Tradition der Kirche erzogene Graf Petöfy kein christliches Wort erwähnt. Jedoch macht der Dichter auch im Falle des Grafen

Petőfy eine, wenn auch nur kurze Anspielung auf das Fatum, dessen rätselhaftes Walten ihm ja selbst ja immer gegenwärtig war. Eine Beobachtung des Lebenskampfes im Tierreich, die der Graf auf einem letzten Spazierritt im Prater machte, bei der die sich vor einer Überflutung rettenden Feldmäuse nun auf höherem Boden durch die auf sie herabfliegenden Krähen dem Tode nicht entweichen konnten, veranlasst ihn zu der fatalistischen Aussage: "Überall dasselbe: keine Flucht vor dem, was einmal beschlossen" (W. II.S.163). Der Dichter, der den alten Grafen als einen vom kirchlichen Dogma unabhängigen Freidenker darstellt, lässt ihn mit seiner Bemerkung über das Schicksal der Feldmäuse den dem Menschen eigenen freien Willen ausschalten. Er setzt neben das Fatum die Prädestination. Der unabwendbare Tod der Feldmäuse - ein zum Gleichgewicht der Natur gehörendes Ereignis - ist aber nicht dasselbe wie sein beabsichtigter Freitod. Nach seinem Räsonnement über die Ehre hätte er sagen müssen: "Keine Flucht vor der eigenen Natur", denn wenn es auch das Fatum oder die Prädestination war, die ihn eine Franziska am Abend seines Lebens begegnen liessen, so ist es jedoch der seiner Natur angeborene Ehrenpunkt, der ihn "nicht marchandieren liess" und ihn daher den Tod einem nicht mehr gewünschten Leben vorziehen lässt. Ehre und Resig-

nation stehen hier sehr nahe beieinander.

Es ist wieder eine Nebenfigur, der kleine und sehr junge Groom und Liebling des alten Grafen, der sechzehnjährige Andras, dem von dem Dichter ein sehr hohes Ehrgefühl zugesprochen wird. Als der von Verdacht geplagte Graf ihn ausfragen will wegen der Beziehung Egons und Franziskas nach der Fahrt auf dem Wasser, ob er ihm etwas zu sagen habe und ihm dann eine Falle stellen will, beschämt der kleine Groom seinen vornehmen Herrn mit seiner grossen Diskretion, er versteht die Fragen einfach nicht.

Graf Egon von Asperg, der Neffe des Grafen Petöfy, ist ein typischer junger Mann, der auf die Erbschaft eines reichen Onkels wartet. Sein Ehrgefühl, wenn er es überhaupt besitzt, weicht den eigenen Ansprüchen an das Leben. Die Affäre mit Franziska entwickelt sich während eines längeren Jagdaufenthaltes bei seinem Onkel, als er die junge Frau näher kennenlernt und allmählich auch spürt, dass sie in ihrer Ehe nicht vollkommen befriedigt ist. Die Neigung Franziskas zu ihm, von dem sie zu ihrer Freundin zuerst gesagt hatte: "Er hat etwas von dem mir unerträglichen 'von oben herab'" (W. II. S. 27) ist, wie der Dichter andeutet, stärker als die seine zu ihr. Egon wird nicht von Skrupeln seinem Onkel gegenüber geplagt. Er lebt dem Augenblick und ergreift die Gelegenheit, das Leben zu geniessen, wo er kann. Die Reflexion über seine

Lage auf einem einsamen Spaziergang in den Bergen weist auf keine überwältigende Liebe zu Franziska hin; sie ist aber auch nicht glaubwürdig. Mit der Gestalt des hinter ihm gehenden, sein Gewissen darstellenden, Doppelgängers schwenkt der Dichter plötzlich von der realistischen Ebene ab und begibt sich auf das Gebiet des Romantisch-Balladesken. Es ist eine der Stellen, die Lukacs die "gefährliche Nähe" der Belletristik nennt. (Vgl. Anm. 2.).

Im Vergleich zum Grafen Petöfy erscheint die ebenfalls nicht als Typus gezeichnete Gestalt der vierundzwanzigjährigen Franziska Franz bedeutend schwächer. Obgleich der Dichter die Glaubwürdigkeit ihrer Gestalt biographisch mit ihrem norddeutschen Hintergrund, dazu der etwas schwankenden Gestalt ihres Pastoren-Vaters und zuletzt ihrer besonders hohen Intelligenz untermauern will, ist ihre Ehrbarkeit und die etwas vorgetauschte kalte Vernunft überspitzt. Dagegen ist eine Nebenfigur, die auf dem Boden der Tatsachen stehende Phemi, die in ihren Ansichten über die Ehre der Menschen der - allerdings viel derberen - Pauline Pittelkow in Stine ähnelt, als Mitglied des damaligen Wiener Theaters viel glaubwürdiger gestaltet. Trotz aller charakterlichen Vorzüge, die Fontane der Franziska zubilligt, lässt sich nicht weglegen, dass sie nicht

aus demselben Stoff geformt ist, wie ein Graf Petöfy. Mit den Worten: "Ihr feiner Sinn ist mir Bürge, dass Sie die Grenzen der Freiheit richtig ziehen werden", die Petöfy vor der Heirat ausgesprochen hatte, stellt der Graf Franziska auf sein eigenes Niveau, das eines Ehrenmannes. Er vergisst dabei nicht nur ihre Jugend, sondern er lässt auch ausser acht, dass seine gewählte Partnerin eine Schauspielerin ist. Sie gehört einem Beruf an, in dem sie sich sozusagen einer ständigen Täuschung über sich selbst und auch der Welt hingeben muss. Die Verkennung ihrer eigenen Natur beweist sie mit der Kapitulation vor der ersten grossen Forderung des Lebens, bei der sie nicht nur ihre eigene Ehre, die Tugend aufgibt, sondern auch die sich selbst gestellte Verpflichtung dem Grafen Petöfy gegenüber vergisst. Die so hoch gepriesene Franziska hält einem Vergleich mit der Figur der Pauline Pittelkow in Fontanes Roman Stine, die ihre nur illegitime Beziehung in einem etwas anderen "Kontrakt" mit dem Grafen einhält, nicht stand.

Parellel mit dem Hauptthema des Romans, der Geschichte des Grafen Petöfy, in der es sich in der Hauptsache um die Unvereinbarkeit des Altersunterschieds handelt, aber in direkter Verbindung damit, begibt sich Fontane, wie so oft, auf den Boden des Religiösen. Es handelt sich hier um die Frage der Glaubensspal-

tung, die ihn schon in Vor dem Sturm beschäftigt hat. In der von dem Pater Fessler vorgetragenen Behauptung einer möglichen Synthese der beiden grossen orthodoxen Konfessionen, schlägt der Dichter eine Brücke von der preussisch-protestantischen Franziska zu dem aus dem Steirischen stammenden, nicht ganz orthodox-katholischem Liguorianer-Pater Fessler.⁶ Der Rahmen ist aber für eine solche religiös-philosophische Betrachtung viel zu klein und die notwendige Reduktion auf eine kurze Skizze wird weder dem geschichtlichen Aspekt noch den eigenen Gedanken Fontanes darüber gerecht. Vor allem aber ist die Figur der Franziska Franz nicht dazu geeignet, auf einer solchen Ebene die Hauptrolle zu spielen. Eine nähere Erörterung dieser Fragen würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen; das einzig Erwähnenswerte dabei ist die Gegenüberstellung des Grafen Petöfy, der als Freidenker die Ehre als eine Komponente der ganz persönlichen Sphäre sieht, mit dem Pater Fessler, der in den Gesetzen einer regenerierten Kirche die Möglichkeit eines gesunden Staates postuliert.

Die Konversion der Franziska "nach der Tat" erscheint als sehr schwacher Punkt des Romans, auf den sich die Kritik der Literaturhistoriker wohl auch in der Hauptsache stützt. Noch unglaublicher ist die übergrosse Toleranz der Gräfin Judith, die

wegen der Affäre Franziskas mit dem Neffen des Grafen, Egon, den Bruder verloren hat, dann aber eine Heirat Franziskas mit Egon propagiert. Von den Hauptfiguren sind der alte Graf Petöfy, der eine Rechnung macht, die nicht aufgeht, der seiner Partnerin einerseits Freiheit gewährt, aber dann in seiner Ehre getroffen wird, wenn der "feine Sinn" seiner Partnerin versagt, und der lebenslustige Neffe Egon, der den Begriff der Ehre gegenüber dem Recht der Natur nicht gelten lässt, die psychologisch am besten sind.

Anmerkungen

1. Brief vom 15.6.1883. Theodor Fontane, Gesammelte Werke Jubiläumsausgabe. 2. Reihe, 5. Band. Autobiographische Werke, Briefe.
2. Nach Franz Koch gehört Graf Petöfy zu den schwächsten Arbeiten Fontanes, "weil er vom Problem, nicht von den Menschen, den Charakteren ausgeht." Franz Koch, Id und Wirklichkeit, Band 2, S. 405. Ähnlich sagt Fritz Martini: "Hier war die Distanz zu weit, der Problemfall zugespitzt, damit sein erzählerischer Rationalismus zu vordringlich geworden. Die Personen sind zu sehr zum Problemfall stilisiert, ohne Überschuss an Eigengewicht. Die psychologische Analyse wird zu durchsichtig." Fritz Martini, Deutsche Literatur im Bürgerlichen Realismus 1848-1898. Nach Georg Lukács gerät "Petöfy" in "die gefährliche Nähe der Belletristik." Georg Lukács, Deutsche Literatur im 19. Jahrhundert, S. 485. Hans-Heinrich Reuter bezieht sich auf den obigen Brief Fontanes an seine Frau und schreibt: "In dem Fontane darauf verzichtete, den Konflikt, wie gleichwohl danach in Irrungen Wirrungen und Stine in den historischen Zusammenhang einzufügen, seinen Austrag vielmehr auf eine private und emotionale Sphäre und auf eine physiologisch-psychologische Interpretation (die Frage des Altersunterschieds) beschränkte, beraubt er sich als gesellschaftlicher Schriftsteller der Möglichkeit, seinem Stoff "höhere" Bedeutung zu geben, bleibt in Wahrheit im Bereich des Konventionellen. Der Fehlschluss des Ehekompromisses wird nicht zum Paradigma eines gesellschaftlichen Zustandes, nicht zum Ausgangspunkt und Anlass einer Kritik wie faktisch in Cécile und Siv in Irrungen Wirrungen und Stine". Hans-Heinrich Reuter, Fontane, Band 2, S. 666.
3. Brief an seine Frau vom 22.6.1884, in dem Fontane schreibt: "Auch Georg [sein Sohn] kommt am Schlusse seines Briefes auf den guten alten Grafen Petöfy zurück. Aber in allem scheint ihn die Geschichte kalt gelassen zu haben, was sein gutes Recht ist." Theodor Fontane, Von dreißig bis Achtzig, Hrsg. Hans-Heinrich Reuter. (Leipzig: Dietrich, 1959).

wegen der Affäre Franziskas mit dem Neffen des Grafen, Egon, den Bruder verloren hat, dann aber eine Heirat Franziskas mit Egon propagiert. Von den Hauptfiguren sind der alte Graf Petöfy, der eine Rechnung macht, die nicht aufgeht, der seiner Partnerin einerseits Freiheit gewährt, aber dann in seiner Ehre getroffen wird, wenn der "feine Sinn" seiner Partnerin versagt, und der lebenslustige Neffe Egon, der den Begriff der Ehre gegenüber dem Recht der Natur überhaupt nicht gelten lässt, die psychologisch am besten gezeichneten Figuren.

Anmerkungen

1. Brief vom 15.6.1883. Theodor Fontane, Gesammelte Werke Jubiläumsausgabe. 2. Reihe, 5. Band. Autobiographische Werke, Briefe.
2. Nach Franz Koch gehört Graf Petöfy zu den schwächsten Arbeiten Fontanes, "weil er vom Problem, nicht von den Menschen, den Charakteren ausgeht." Franz Koch, Idee und Wirklichkeit, Band 2, S. 405. Ähnlich sagt Fritz Martini: "Hier war die Distanz zu weit, der Problemfall zu zugespitzt, damit sein erzählerischer Rationalismus zu vordringlich geworden. Die Personen sind zu sehr zum Problemfall stilisiert, ohne Überschuss an Eigengewicht. Die psychologische Analyse wird zu durchsichtig." Fritz Martini, Deutsche Literatur im Bürgerlichen Realismus 1848-1898, S.77 Nach Georg Lukács gerät "Petöfy" in "die gefährliche Nähe der Belletristik." Georg Lukács, Deutsche Literatur in zwei Jahrhunderten, S. 485. Hans-Heinrich Reuter bezieht sich auf den obigen Brief Fontanes an seine Frau und schreibt: "Indem Fontane darauf verzichtete, den Konflikt, wie gleich danach in Irrungen Wirrungen und Stine in den historischen Zusammenhang einzufügen, seinen Austrag vielmehr auf eine private und emotionale Sphäre und auf eine physiologische und psychologische Interpretation (die Frage des Altersunterschieds) beschränkte, beraubt er sich als gesellschaftlicher Schriftsteller der Möglichkeit, seinem Stoff "höhere" Bedeutung zu geben, bleibt in Wahrheit im Bereich des Konventionellen. Der Fehlschluss des Ehekompromisses wird nicht zum Paradigma eines gesellschaftlichen Zustandes, nicht zum Ausgangspunkt und Anlass einer Kritik wie faktisch in Cécile diskursiv in Irrungen Wirrungen und Stine". Hans-Heinrich Reuter, Fontane, Band 2, S. 666.
3. Brief an seine Frau vom 22.6.1884, in dem Fontane schreibt: "Auch Georg [sein Sohn] kommt am Schlusse seines Briefes auf den guten alten Grafen Petöfy zurück. Alles in allem scheint ihn die Geschichte kalt gelassen zu haben, was sein gutes Recht ist." Theodor Fontane, Von dreissig bis Achtzig, Hrsg. Hans-Heinrich Reuter. (Leipzig: Dieterich 1959).

4. s. Briefe an seine Familie. (Berlin: Friedrich Fontane, 1905, Band 2, S. 1. Ebenfalls: Theodor Fontane, Von Dreissig bis Achtzig. (Leipzig, Dieterich, S. 238-239).
5. Fontane schreibt über seinen alten Freund Hesekei: "'Ich marchandiere nicht' war eine seiner Lieblingswendungen und zu dieser Wendung war er voll berechtigt." (W. XV. Von Zwanzig bis Dreissig. S. 253). Dasselbe Wort legt er auch der Tante Amelie in Vor dem Sturm in den Mund. (W.I.S.472).
6. Der Orden der Liguorianer wurde gegründet von Alfonso Maria de Liguori (1696-1787), der nach einer Tätigkeit als Rechtsanwalt zum Priesterstand übergang" zur Abhaltung von Volksmissionen. Der Grosse Brockhaus, 16. Aufl. Band 5, 1955. Zur Frage der Religion sei ebenfalls auf Pierre-Paul Sagaves "Aspects du Protestantisme dans les romans de Fontane" Etudes Germaniques, 14 (1959) hingewiesen. Vgl. auch Fontanes Briefe an Friedländer vom 7.11.1893 und 12.4.1894. Theodor Fontane, Briefe an Georg Friedländer, Hrsg Kurt schreinert, (Heidelberg: Quelle & Meyer), 1954).

Unterm Birnbaum

Im zehnten Band seiner Wanderungen durch die Mark Brandenburg, betitelt Im Oderbruch, gibt Fontane unter der Überschrift "Die Kolonisierung und die Kolonisten"¹ eine geographische und soziologische Beschreibung des Hintergrundes der Ansiedlung vieler östlicher und südlicher Völker im Oderbruch durch Friedrich den Grossen. Über dem Artikel in den Wanderungen steht das Motto:

Es fiel zu leicht euch in den Schoss,
"zu glücklich sein" war euer Los.
Wie heisst der Spruch im goldnen Buch?
"Reichtum ist Segen und Reichtum ist Fluch."

Der folgende Paragraph erscheint in dem Bericht über die Kolonisten des Oderbruchs:

Dieser Reichtum war ein Segen, aber er war zum grossen Teil so mühelos errungen worden, dass er vielfach in Unsegen umschlug. Man war eben nur reich geworden: Bildung, Gesittung hatten nicht Schritt gehalten mit dem wachsenden Vermögen, und so entstanden wunderliche Verhältnisse, übermütig sittenlose Zustände, deren erste Anfänge 'noch der grosse König, der diese Provinz im Frieden erobert hatte', miterlebte und die bis in die Mitte dieses Jahrhunderts hinein fortgedauert haben. (W.X.S.41).

Zur Untermauerung seines Berichts zitiert Fontane dann noch einen Brief über die Zustände im Oderbruch im Jahre 1838, in welchem von der "Disharmonie", dem Missklang und dem Wider-

streit" der dortigen Existenzen gesprochen wird und von der Tatsache, dass man "in diesen reichen Oderbruchdörfern einem beständigen Gegensatz von Sparsamkeit und Verschwendung, von Kirchlichkeit und Aberglauben, von Ehrbarkeit und Sittenverderbnis (Begegnē) "(W.X S.41).

Diesen Rohstoff wandelte Fontane, seiner dichterischen Neigung gemäss, zu der meisterhaften, auf zwei Ebenen verlaufenden, romantisch-balladesken Kriminalgeschichte Unterm Birnbaum (1885) um. Die Geschichte des Abel Hradschek, des Inhabers einer Materialwarenhandlung mit Gastwirtschaft in dem "grossen und reichen Oderbruchdorfe Tschechin" (W.III.S.317), der einen Mord begeht, ist aber mehr als ein Kriminalroman.

Auf der realistischen Ebene setzt der Dichter das Datum des Verbrechens, 1831, in eine Übergangszeit; im gleichen Jahre findet auch der russisch-polnische Krieg statt. Es ist die Zeit der beginnenden industriellen Revolution, die von dem Absterben des Handwerks und dem Aufkommen der Geldwirtschaft begleitet wird. Die grosse ökonomische Umwandlung im Staate, die als Folge eine Jagd nach materiellen Gütern mit sich bringt, bedroht die "innere Ehre" des Menschen und verschiebt die Wertmassstäbe zugunsten der negativen Seite der "äusseren Ehre", die sich nicht auf Taten oder Errungenschaften, sondern nur

auf Besitz stützt. So führt der Fluch des Geldes auch Hrad-
schek zum Mord. Trotz der durch den Einbruch der Städter in
die Gemeinde der Bauern verursachten Spannung, die nicht nur
auf soziologischen, sondern auch auf religiösen Gründen be-
ruht, sind sich Bauer und Städter jedoch einig in der Priori-
tät, die sie dem Geldbesitz zuschreiben. In der kurzen und
straffen Beschreibung des szenischen Hintergrundes lässt der
Dichter im Wettlauf um Geld und Gut ein Parvenütum der Bauern
und Städter erscheinen und dazu wird am Stammtisch, in dem Be-
richt des polnischen Handlungsreisenden Szulski, auch der
Adel von der Jagd nach dem Gelde nicht ausgeschlossen.

Mit dem aphoristischen Leitwort: "Es ist nichts so fein
gesponnen, s'kommt doch endlich an die Sonnen" setzt der Dich-
ter die Erzählung gleichzeitig auf die Ebene des Übersinnli-
chen. Trotz der mangelnden formalen und ethisch-moralischen
Bildung der Bauern von Tschechin zeigt sich in der kleinen Ge-
meinde doch schon der Kern einer sich auf weltliche und kirch-
liche Gesetze stützenden Ordnung, die zwar noch auf schwachen
Füssen steht, da ihre Hüter versagen, die aber auf jeden Fall
aufrecht erhalten bleiben muss. Der Verbrecher, der diese klei-
ne Welt aus ihren Fugen heben will, muss bestraft werden. Eine
nur realistische Behandlung des Verbrechens nach der Art eines

Zola, mit dem sich Fontane zur Zeit der Niederschrift von Unterm Birnbaum sehr beschäftigte, lag seiner poetischen Ader nicht. Er verwebt daher die alltägliche Wirklichkeit mit den Elementen des Überrealen und schafft mit vielen Symbolen, Motiven und assoziativen Faktoren von Anfang an die Atmosphäre des Unheimlichen. Die Quelle und der Boden für Stil und Aufbau ist der Stoff selbst: Der Aber-und Unglaube Hratschecks und die brüchige Religiosität seiner Frau. Daher lässt er in einem Wechselspiel zwischen der rätselhaften Macht, die Fatum, Schicksal oder Zufall genannt werden könnte und einer etwas schwach erscheinenden göttlichen Gerechtigkeit (der Leser muss sich ja fragen, warum Szulski sterben musste), die an die Stelle der versagenden weltlichen Justiz tritt, den Täter sich selbst richten. Das Werkzeug der Gerechtigkeit ist dabei eine Falltür in Hratschecks Laden, die schon auf der zweiten Seite des Romans erwähnt wird, und die sich am Ende der Erzählung über Hratscheck schliesst. Es kann an dieser Stelle nur ein kurzer Hinweis auf die Wichtigkeit der Falltür gegeben werden, da eine Besprechung der Symbole und Leitmotive in Unterm Birnbaum nicht zu dieser Arbeit gehört. Nur das soll erwähnt werden, dass die Falltür gleichzeitig als Unfallsursache und als Werkzeug des Schicksals angesehen werden kann. Wie immer, über-

lässt es der Dichter dem Leser, das anzunehmen, was er glauben will.

Auf einen Brief von Friedländer, der sich darüber beschwert, dass "keine schöne herzerquickende Gestalt darin [In der Erzählung] ist" antwortet der Dichter: ". . . das schöne Trostreiche, das Erhebende schreitet aber gestaltlos durch die Geschichte hin und ist einfach das gepredigte Evangelium von der Gerechtigkeit Gottes, von der Ordnung seiner Welt. Ja, das steht so fest, dass die Predigt sogar einen humoristischen Anstrich gewinnen konnte." ³ Ob der letzte Satz ganz ernst gemeint ist, muss aber in Frage gestellt werden, denn nach dem Lesen der Geschichte wird der Leser der Ansicht zuneigen, dass der Dichter eher ein Wechselspiel zwischen der Gerechtigkeit Gottes und dem Walten des Fatums, dessen Dasein er nie ganz abgeleugnet hatte, erscheinen lässt, als die Gerechtigkeit Gottes allein. ⁴ Es kommt letzten Endes immer darauf an, was der Dichter in dem Roman aussagt und nicht auf das was er in Briefen darüber schreibt.

Wie schon erwähnt, ist die Fabel der Geschichte nur ein dünnes Gewebe, und der Dichter ist sich dessen auch bewusst. Es kommt ihm aber nicht allein auf die Aufdeckung eines Mordes an, dessen Täter der Leser sehr schnell errät, sondern

dass er und wie er geschehen konnte. Soweit der Mord in Frage kommt, hat er im künstlerischen Aufbau weniger Gewicht als die psychologische Darstellung des Mörders, seine allmähliche Zermürbung, und die Beschreibung des seelischen Leides nach einer solchen Tat, wie es sich bei der Ehefrau Hratscheks zeigt. Im übrigen darf nicht vergessen werden, dass der Titel des Romans, Unterm Birnbaum, auf die eigentliche Hauptfigur, den toten Franzosen hinweist, der auf der balladesken Ebene zum movens der Erzählung wird.

Hratscheck, ein dem Determinismus unterworfenen Verbrecher, kennt keine ethisch-moralischen Grundsätze; er besitzt keine "innere Ehre". Von Schulden überhäuft, steht er den Vorwürfen seiner Frau - die er wirklich liebt - über seine geschäftliche Untüchtigkeit gegenüber und muss auch sein Ansehen im Dorfe, seine "äußere Ehre" retten. Er ist in der Gemeinde der Bauern nicht unbeliebt, steht jedoch unter dem Verdacht, vor dem Mord an Szulski schon einen andern an einer gewissen Rese begangen zu haben. Der Dichter deutet zur leichten Entlastung Hratscheks eines der ältesten Motive an, das dazu führen kann, einen Menschen in Schuld zu verstricken, er weist auf die Hörigkeit hin. Es ist Hratscheks Frau, Ursel, in die er "vernarret war" und um derentwillen er vielleicht schon das erste

angedeutete Verbrechen begangen, auf jeden Fall sich aber in Schulden gestürzt hatte.

Neben der Figur des Verbrechers erscheinen auf dem Hintergrund der Erzählung einige in der Gemeinde respektierte Personen, bei denen sich aber in grösserem oder kleinerem Masse das Fehlen der "inneren Ehre" zeigt. Unter diesen ist zunächst der Geistliche des Dorfes, Pastor Eccelius, zu nennen, dessen Ehre in seinem Ansehen als Staatsbeamter besteht, also als "äussere Ehre" bezeichnet werden muss. Eccelius betrachtet sich in seiner Stellung eher als ein Diener des Staates denn ein Vertreter der Kirche. Er sitzt auf einem gut bezahlten Staatsposten und kümmert sich mehr um seine Nelkenzucht als um das Seelenheil der Dorfbewohner.⁵ Eine seiner Hauptaufgaben sieht er darin, ehemalige Mitglieder der katholischen Kirche der Landeskirche zuzuführen. Seinen Mangel an "innerer Ehre" und seine Unaufrichtigkeit beweist er nach dem Tode der Ursel Hratscheck und der Aufklärung der ganzen Geschichte. In seinem Unmut, seiner Enttäuschung und seinen Abscheu vor den "katholischen Rückfällen" (W.III.S. 387), von denen ihm Hratscheck fälschlicherweise berichtet hatte, vergisst er alles Gute, das er jemals über die unselige Frau gesagt hat. Er vergisst auch seine grosse Predigt über die Barmherzigkeit und stellt

sich auf die Seite des der Ursel vorher ebenfalls sehr ergebenen Schulzen Woytasch, der weiss, dass die Bauern das Grab der Ursel umreissen werden. Auf die Bemerkung Woytaschs: "Und dann müssen wir tun, Herr Pastor, als sähen wir's nicht. Kirchhofordnung ist gut, aber der Mensch verlangt auch seine Ordnung: antwortet Eccelius: "Brav, Schulze Woytasch! . . . Immer's Herz auf dem rechten Fleck!" (W.III.S.406). Am Ende behandelt der Dichter den Pastor Eccelius mit Ironie und Humor. Er lässt ihn nicht mehr eine seiner so fruchtlosen Predigten, mit denen er sich nur blamiert hatte, halten, sondern die Eintragung in das Kirchenbuch über den Tod Hratschecks wird rasch und kurz gemacht und ist eher ein Zugeständnis an die volkstümliche Weisheit als reiner Gottesglaube. Er spricht nach der Tat, die der Tote begangen hatte, genau dieselbe Warnung aus, die Ursel Hratscheck ihrem verbrecherischen Manne vor der Tat - aber leider vergebens - erteilt hatte: "Es ist nichts so fein gesponnen, 's kommt doch endlich an die Sonnen" (W.III.S.407).

Bei der Figur des in der Gemeinde ebenfalls sehr respektierten Polizisten Geelhaar, erscheint die Ehre auf dem Gebiete des rein Persönlichen. In einem Kreislauf von kleinem Hass und Nichtigkeiten hatte er ungewollt dazu beigetra-

gen, dass Hratscheck lange Zeit ohne Strafe davonkommen konnte: das bezog sich auf den Fall seines mutmasslichen ersten Verbrechens. Hratscheck hatte einmal mit einer Rüge wegen des übermässigen Trinkens des Polizisten dessen "Ehre" angegriffen, und das hatte ihm der uniformierte Hüter der Ordnung nie verziehen. Die Bauern wussten um diese Angelegenheit und schenkten darum den Aussagen des versierten Geelhaar wenig Glauben. Der aber bestand auf dem "Der Hratscheck muss ans Messer" (W.III.S.369). Eine sehr wichtige Nebenfigur, die alte Mutter Jeschke, Hratschecks Nachbarin, wird ihm dabei Dienst leisten. Sie steht auf der tiefsten sozialen Rangstufe, hat aber von Anfang an den klarsten Blick für den Fall Hratscheck.

Das Gestaltenpaar Mutter Jeschke und der Polizist Geelhaar werden somit zu Gegenspielern des Justizrats Vohwinkel und des Pastors Eccelius. Die beiden volkstümlichen Gestalten auf der einen Seite entsprechen den hochgebildeten Vertreter der Justiz und der Kirche auf der andern. Neben dem kirchlichen Dogma steht der wendisch-heidnische Aberglaube, und der hohen Justiz entspricht die Polizeistation. Der Dichter lässt aber mit Ironie und einem Lächeln die beiden Gestalten aus dem Volke ihren grossen Teil zur Bestrafung des Täters beitragen und die Hochgebildeten übertrumpfen.

Hradscheck hat im Bauerndorf keine Konkurrenz. Er ist der einzige, der durch eine in der Stadt erworbene gewisse Gewandtheit und seine besondere Gabe des Anekdotenerzählens etwas Leben in die Dorfgemeinde bringt, denn die Bauern finden ihre Unterhaltung nur in der Schenke. Er baut daher seinen Mordplan auf zwei Faktoren auf: der eine ist seine Beliebtheit bei den Bauern, und in dem heilenden Faktor der Zeit sieht er den anderen. Er hält die schlaunen Bauern durchaus nicht für leichtgläubig und weiss, dass auch nach seiner möglichen Entlassung aus dem Untersuchungsgefängnis - in das er sich ja planmässig gebracht hatte - noch ein Verdacht gegen ihn bestehen bleiben wird. Er baut aber darauf, dass sich die Bauern in der Gastwirtschaft ohne ihn langweilen werden und weiss ausserdem, dass sie gern das von sich fernhalten, was sie nicht direkt betrifft. Das unaufgeklärte Verschwinden des Szulski - das sicher als Raubmord betrachtet wurde - berührt nicht ihre eigene Geldkasse.

Die Richtigkeit der Überlegungen Hradschecks trifft nicht nur auf die Bauern zu, sondern auch auf den Pfarrer. Mit seiner ziemlich guten Menschenkenntnis täuscht sich Hradscheck nicht in dem Pastor Eccelius wie seine Frau, die dessen Heuchelei nicht durchschaut. Hradscheck ist davon überzeugt, dass

auch Eccelius bei den Untersuchungen über den Mord allen Schwierigkeiten, soweit möglich, aus dem Wege gehen wird.

Auf die Frauen kann sich Hratscheck weniger verlassen, denn sie befassen sich noch immer mit dem seltsamen Verschwinden der Rese, bei dem Hratscheck in sehr grossem Verdacht steht. Eine der Honoratioren des Dorfes erinnert sich der Angelegenheit: "In Neu-Lewin reden sie nicht viel Gutes von ihm [Hratscheck]. Die Rese hat er sitzen lassen. Und mit eins war sie weg, und keiner weiss wie und warum" (W.III.S.333f.). Viel später, kurz vor ihrem Tode beginnt auch seine Frau Verdacht zu schöpfen: "Überhaupt war es jetzt öfter so, als wenn sie sich vor ihm fürchte. Mal sagte sie leise: 'Wenn er nur nicht so glatt und glau⁶ war. Er ist so munter und spricht so viel und kann alles. Ihn ficht nichts an . . . Und die drüben in Neu-Lewin war auch mit einem Male weg.' Solche Stimmungen kamen ihr von Zeit zu Zeit, aber sie waren flüchtig und vergingen wieder" (W.III.S.380).

Diejenige unter den weiblichen Gestalten, die am wenigsten in seinen Plan passt, ist die alte Mutter Jeschke. Hratscheck, der für einen aus der Stadt Gekommenen von einem seltsam erscheinenden Aberglauben besessen ist, fürchtet Mutter Jeschke - und mit Recht. Sie wirkt dem heilenden Faktor der

Zeit entgegen und macht ihn zur Illusion. Mutter Jeschke versteht es, die Spukangst der beiden Hausangestellten zu schül-
ren. Hratschecks Magd Male, von einem Gespenst im Hause voll-
kommen überzeugt, hat den toten Szulski im Pelzmantel "gese-
hen" und trägt Betten für ihn in ein Gastzimmer, weil "wedder
een mit 'n Pelz" angekommen sei (W.III.S.386). Hratscheck muss
sich mit tiefer Besorgnis sagen: "Wedder een . . . wedder een . .
Immer noch nicht vergessen" (W.III.S.386). Dieser Seufzer kommt
aber nicht aus einem Gefühl der Reue über die verbrecherische
Tat, sondern aus der Angst vor der Entdeckung des Verbrechens,
da der Tote ja noch im Keller liegt.

Fontane wendet sich als Zeitdiagnostiker in diesem Ro-
man - wie auch in Quitt - mittelbar den pädagogischen Fragen
zu. In den Gestalten der katholisch getauften Frau Ursel und
dem protestantischen Pfarrer Eccelius weist er auf das Ver-
blassen und Absterben der beiden grossen christlichen Konfes-
sionen hin, in denen bisher die innere Ehre des Menschen ver-
ankert gewesen war. Die Verkümmerng der religiösen Erziehung
sieht er besonders in der Nichtbeachtung der alttestamentari-
schen Zehn Gebote.

Ursel Hratscheck kennt den Sinn der wahren Religion nicht,
religiöse Gebräuche sind ihr jedoch von Wichtigkeit. Obgleich

der in dem Roman oft erwähnte "Trumeau" für sie das Sinnbild des Wohlstandes und des Ansehens ist, sieht sie das Marienbild auf dem Pult ihres Mannes lieber als das Lotterielos. Jedoch besitzt das Bild der Mutter Maria keine ausstrahlende moralische Kraft und kann sie von der Mittäterschaft an einem Verbrechen nicht abhalten, und die Zustimmung zur Tat gibt sie zuletzt aus Angst vor der Armut, auf die Hratscheck sehr richtig gepocht hatte. Kurz nach der Tat wird sie vollends verwirrt und in einem kuriosen Wechselspiel zwischen Un-und Aberglauben des Hratscheck und der oberflächlichen Religiosität seiner Frau lässt der Dichter am Ende den Mörder auf die Bibel hinweisen, in der geschrieben steht, dass die Toten erst am "Jüngsten Tag" auferstehen und Ursel Hratscheck mit den Worten "Aber es gibt ihrer auch, die warten nicht so lange" (W. III. S. 383) sich dem Aberglauben hingeben und die Rache des toten Szulski fürchten.

Ursel und Abel Hratscheck sind sich dadurch ähnlich, dass der Lebenslauf beider aus dem Rahmen der bürgerlichen Ordnung fällt. Sie sind sich aber nicht gleich, denn wenn Abel ein Mensch ist, der im wahrsten Sinne des Wortes "über Leichen geht" so ist Ursel das nicht. Während Hratscheck nach der grausigen Tat seine Ruhe behält, ja, sich darüber freut, dass sie gelun-

gen ist, verfällt Ursel in eine schwere seelische Krise, die nach einem Jahre zu ihrem Tode führt. Der moralisierende Fontane sagt zwischen den Zeilen wieder einmal: "Das kommt davon" aber mit anderer Bedeutung als in Stine. Er will sagen, dass ein einmal verfahrenes Leben, wie das der Ursel, kaum wieder eingerenkt werden kann. Die Ehe mit Hratscheck war ihrerseits nur eine letzte Zuflucht gewesen, eine Tatsache, die sie später nicht wahrhaben will. Ihre Rettung durch Hratscheck, obgleich eine nicht von Barmherzigkeit allein motivierte Tat, hatte sie aber nicht zur Einsicht gebracht. Trotz einer Verankerung in der bürgerlichen Gesellschaft, die sie erreicht zu haben glaubte, und für die sie hätte dankbar sein müssen, hatte sie wenig von der ihr angeborenen Eitelkeit und ihrem Grosstun verloren. Jedoch bricht der Dichter auch in Ursels Falle wieder eine Lanze für die Frauen und führt die "zwei Seiten" der Dinge an. Er erklärt die charakterlichen Schwächen der Ursel zunächst mit der in dem Brief des Pastors Eccelius erwähnten autoritären Haltung ihres Vaters, dem er einen guten Teil der Verantwortung für ihre spätere Situation zuspricht, dann mit ihrer Enttäuschung über Hratscheck, von dem sie Grösseres erwartet hatte, mit dem Verlust ihrer Kinder, der sie schwer betroffen hatte, mit der mangelnden seelsorgerischen Betreuung und,

in der Hauptsache, mit der Angst vor der Armut, die sie in ihrem leichtsinnigen Leben sehr gut kennengelernt hatte und die Hratscheck ja gerade als Hauptköder für ihre Mithilfe an dem Morde benutzte. Diese Furcht, wieder arm zu werden im Diesseits, schlägt aber einige Zeit nach der Mordtat um in eine Angst vor der Vergeltung im Jenseits. Da ihr physischer Zusammenbruch mit ihrer seelischen Krise gleichzeitig erscheint und auf die ständigen Gedanken und das Schuldgefühl über die Tat, auf ihre Reue und ihre Furcht vor dem Jenseits zurückgeführt werden muss, so ist der Tod als ihr Wunsch und ihre Sühne anzusehen, und damit wird ihr ein kleiner Teil der inneren Ehre zurückgegeben.

Obgleich der Dichter den Pastor nicht eines direkten Vergehens gegen die gesellschaftliche Ordnung beschuldigt, so sieht er jedoch in seinem Ausweichen von Schwierigkeiten, die seinem Ansehen, seiner "äußeren Ehre" schaden konnten, eine indirekte Schuld. Eccelius hat die "dunklen Punkte" (W.III. S.353) im Leben Hratschecks ebenso übersehen, wie die nach der Tat einsetzende Seelenpein Ursels, die als geborene Katholikin das Bedürfnis nach einer Konfession, soweit möglich, hatte, denn "Seelsorge war nicht seine starke Seite, noch weniger seine Passion" (W. III. S.378).

Ursel und Abel Hratscheck führen inmitten der reichen Bauern von Neu-Tschechin eine Scheinexistenz, denn trotz des niederen Bildungsniveaus haben die Bauern ein Fundament in ihrem Besitz. Die Hratschecks sind Fremdkörper in Tschechin, und Ursel ist es mehr als ihr Mann, weil sie es sich angelegen sein lässt, den Stolz der Bauern zu verletzen, sich von ihnen beneiden zu lassen und auf ihre sogenannte Bildung zu pochen.

Neben ihrer Landarbeit ist das Hauptinteresse der Bauern der Götze Mammon. Das Gespräch der kleinen Welt dreht sich, genau so wie in der grossen, um das Geld, weil es eben für die Tschechiner keine andern Dinge gibt - abgesehen von kleinem Klatsch - über die man sprechen könnte. In Tschechin ist derjenige ein Ehrenmann, der Geld besitzt. Es ist daher tragische Ironie, dass gerade der polnische Handlungsreisende Szulski, der viel mit Geld zu tun hat, wenn auch nicht mit seinem eigenen, der einzige ist, der bei dem Gespräch der Bauern in der Schenke am Abend vor dem Morde an ihm das gute Mittelmass im Leben einzuhalten anempfiehlt. "An Geld immer denken, bei Tag und bei Nacht, das ist soviel, wie sich immer drum hängstigen. Und hängstigen soll man sich nicht . . . haben muss man's aber man muss nicht ewig daran denken" (W. III.S.340f.) Die

Bauern, die den Wert der teuren Möbel in Hratschecks Haus - einschliesslich des an dem Spiegelpfeiler stehenden Trumeau - kennen und von denen der Erzähler sagt, " dass man sich füglich fragen konnte, wie das alles hierherkomme?" (W.III.S.319) scheinen beinahe erleichtert zu sein, dass Hratscheck eine Erbschaft gemacht hatte, mittels derer er seine Schulden bezahlen konnte, um die sie natürlich auch wussten. Andererseits wird aber die von Hratscheck in seinen Plan eingebaute fingierte "Erbschaft" auch sofort zum Streitobjekt zwischen Bauer und Städter. Hratscheck hatten den Bauern erzählt, dass die Erbschaft von einer Schwester in Hildesheim stamme, dass das Geld aber auch in Berlin abgehoben werden könne, und dass er seine Frau darum dahin schicke, da sie hier ja "ohnehin versaure", woraufhin der Bauer Mietzel sofort mit beissendem Spott zurückschlägt: " Versteht sich, lass sie nur reisen; Berlin, das ist so was für die Frau Baronin. Und vielleicht bringt sie dir gleich wieder ein Atlassofa mit. Oder einen Trumeau. So heisst es ja wohl? Bei so was Feinem muss unsereins immer erst fragen. Der Bauer ist ja zu dumm" (W.III.S.332). Die Erbschaft wird sogar für eine Veränderung im Wesen der Frau Hratscheck verantwortlich gemacht. Bei einem Klatsch der Frauen heisst es vor der Abreise der Ursel nach Berlin: "Ich wette, . . . dass sie mit

einem Samthut und einer Straussenfeder wiederkommt. Sie kann sich nie genug tun, diese zierige Person, trotz ihrer vierzig"(W. III.S. 333). Nach ihrer Rückkehr aber schliesst man aus der Tatsache, dass sie ohne die Modeartikel zurückkommt und klein und bescheiden auftritt, auf eine grosse Erbschaft, denn man sah in dem Besitz von viel Geld eine sich daraus ergebende Veredelung des Charakters:

"Man sieht doch gleich", sagte die Quaas, "dass sie jetzt was haben. Sonst sollte das immer was sein, und sie logen einen grausam an, und war eigentlich nicht zum Aushalten. Aber gestern war sie anders und sagte ganz klein und bescheiden, dass es nur wenig sei."

"Wieviel mag es denn wohl sein"? unterbrach hier die Mietzel. "Ich denke mir so tausend Taler."

"O mehr, viel mehr. Wenn es nicht mehr wäre, wäre sie nicht so; da zierte sie sich ruhig weiter"
(W. III. S. 334).

Frau Quaas konnte sich keinen andern Grund für die Bescheidenheit der Frau Hratscheck nach ihrer Reise denken, als die "Ehre" des erhöhten Besitzes durch eine Erbschaft. Für den Handlungsreisenden Szulski ist eine Erbschaft die beste und eigentlich auch die anständigste Art zu Geld zu kommen. Der ahnungslose Szulski wusste nicht, dass es für Hratscheck noch ein anderes Mittel zur Verbesserung der Finanzen gab.

Hinter den Gesprächen der Bauern in der Schenke mit Szulski verbirgt sich Fontane der Zeitkritiker, der nicht nur die Bau-

ern und Kleinbürger anprangert, die in ihrem Denken und in ihren Gepflogenheiten nur die Grossen nachahmen, sondern am Abend vor dem Morde lässt er den Polen Szulski auch den Adel wegen seiner Kapitulation vor dem Gelde zur Rechenschaft ziehen. In einer Erzählung Szulskis über den polnisch-russischen Krieg und die Greuelthaten der Russen heisst es: "Das Volk war gut, Bürger und Bauer war gut, alles einig, alles da mit Gut und Blut. Aber der Adel! Der Adel hat uns um dreissig Silberlinge verschachert, bloss weil er an sein Geld und seine Güter dachte.⁷ Und wenn der Mensch erst an sein Geld denkt, ist er verloren" (W. III. S. 340). Bauer Kunicke stimmt nicht mit Szulski überein: "Kann ich nicht zugeben, . . . Jeder denkt an sein Geld. Alle Wetter, Szulski, das sollt unsrem Hratscheck schon gefallen, wenn der Reisende von Olszewski-Goldschmidt und Sohn alle November hier vorspräch und nie an Geld dächte" (W. III.S.340). Auch die Ehre, die der verschlagene Hratsche dem toten Franzosen durch die Umzäunung seines Grabes mit einem Gitter zukommen lassen will, bezieht sich bei den Bauern mehr auf den Geldwert der Umzäunung als auf das Sentiment. Kunicke findet die Idee Hratschecks grossartig. "Und wenn's noch ein Russe wär! Aber das ist ihm alles eins, Russ oder Franzos'. Der Franzos hat ihm geholfen

Und nu hilft er ihm wieder und lässt ihn eingittern. Oder doch wenigstens eine Rabatte ziehen. Und wenn es ein Gitter wird, so hat er's nicht unter zwanzig Taler. Und da rechne ich noch keinen Anstrich und keine Vergoldung" (W.III.S.372). Ebenso machte das grosse Kreuz, das Hratscheck für seine verstorbene Frau bestellte, grossen Eindruck auf die Bauern. "Denn Geld ausgeben und noch dazu viel Geld, war das, was den Tschechinern als echten Bauern am meisten imponierte" (W.III.S.389).

Dadurch, dass der Dichter parallel mit einem realen Geschehen das Walten einer geheimnisvollen Macht verknüpft, überlässt er der Phantasie des Lesers einen grossen Spielraum. Was zuerst als Zufall erscheint - das Auffinden der sterblichen Überreste eines französischen Soldaten mit seinen Ausweis-papieren unter dem Birnbaum im Garten Hratschecks - kann somit gleichzeitig als ein Akt des Fatums angesehen werden, das den Toten als sein Werkzeug benutzte.

Auf der Ebene des Übersinnlichen hat das Fatum noch eine andere Helferin in einer von zwei Personen, die beide klarer sehen als die anderen Dorfbewohner und niemals nur einen Augenblick an die Unschuld Hratschecks geglaubt haben. Es ist die schon erwähnte Mutter Jeschke, eines der alten wendisch-heidnischen Dorforiginale, die in den märkischen Erzählungen Fon-

taner des Öfteren vorkommen.⁸ Sie befasst sich mit Quacksalberei und sympathetischen Kuren, und die Dorfbewohner vermuten ihre Verbindung mit übersinnlichen Kräften, denn sie "wisse, wer sterben wird" und "wie man sich unsichtbar machen kann" (W.III.S.323). Tatsächlich aber besitzt sie nur eine sehr grosse Bauernschlauheit und einen scharfen Instinkt für Menschen, die sie schon aus "beruflichen" Gründen sehr genau beobachten muss. Ihr Hang zum Schnüffeln und Beobachten kommt dem Gensdarm Geelhaar sehr zugute, trotzdem sie hier und da sehr knapp am Gesetz vorbeigeht. Geelhaar ist der andere der zwei Dorfbewohner, die niemals an die Ehrbarkeit des Hradtscheck geglaubt hatten. (Vgl.S.106).

Im Wechselspiel der Illusion und Wirklichkeit, des Romantisch-Balladesken und des Realen erscheint Mutter Jeschke als Bindeglied wegen des Wunderlichen das ihr anhaftet und innerhalb dieser ambivalenten Position wird sie zur Nemesis. Ihr Urteil basiert nicht auf Vermutungen, sie ist nicht von Hradtschecks Erbschaft beeindruckt, an die sie vielleicht gar nicht glaubt. Da sie weiss, dass die Behörden Beweise brauchen, während sie sich nur auf ihren sechsten Sinn und ihre scharfe Beobachtungsgabe verlässt, wartet sie auf den Moment in dem ihr Opfer sich vergisst, in der Zwischenzeit fährt sie fort Hrad-

scheck zu umschleichen. Sie folgt ihm und steht plötzlich mit einer döpelsinnigen, ihm Furcht einjagenden, Bemerkung vor ihm. Sie ist es, die ihn langsam zermürbt und als Opfer des Fatums schliesslich einkreist. Mutter Jeschke, die etwas Spukhaftes an sich hat, glaubt auch selbst an Spuk, aber sie versteht es, das was bei ihr eine Selbstverständlichkeit ist, bei andern zur Angst werden zu lassen. So wird der "Spuk" bei Hradschek, seinem Burschen und seiner Magd zum unaufhörlichen Schrecken.

Auf der Ebene des Übersinnlichen soll sich der Leser fragen: War es nur Zufall, dass in jener düsteren, regnerischen Novembernacht die Ziegel auf dem Dach des kleinen Hauses klappernd herunterkamen, sodass sich die alte Jeschke mit den Worten: "Dat's joa grad, als ob de Bö's k^lümmt" (W. III. S.343) im Bette aufrichtete. War es ein Zufall, dass sie aufstand, um nach dem alten Schornstein zu sehen, sich dann einen warmen Kaffee kochte, dabei aber durch einen mit "grossem Krach" zerbrochenen Lattenzaun in dem Hradschekschen Haus Licht sah, das hin und her flimmerte, "so dass sie nicht recht sehen konnte, woher es kam, ob aus dem Kellerloch unten oder aus dem dicht darüber gelegenen Fenster der Weinstube" (W. III. S. 344). War es dann Zufall, dass sie eine ganze Weile später Hradschek in

seinem Garten etwas Schweres Schleppe sah, wobei es aussah, "als ob er wolle, dass man ihn sähe" (W.III.S.344). Mit allem was sie bei ihrem Spionieren gesehen hatte, kam die alte Jeschke, indem sie die Geschehnisse zusammenfasste, der Wahrheit sehr nahe: "Dat's joa binoah, als ob he een abmurkst hett'. Na, so dull wahrd et joa woll nich sinn . . . Nei, nei, denn wihr dat Licht nich. Awers ich tru em nich. Un ehr tru ick ook nich" (W.III.S.345). Mutter Jeschke hat kein besonderes Ehrgefühl, aber einen gewissen Ordnungssinn. Für sie sind die Hratschecks Fremde, die nicht in das Dorf gehören. In dieser Meinung wird sie von Geelhaar unterstützt. Beide werden weder von persönlichen Ambitionen noch von politischem Ehrgeiz geleitet, sie sind daher auch nie von ihrer Überzeugung abgewichen, dass Hratscheck ein Verbrecher ist. Nach Entlassung des Mörders aus der Untersuchungshaft sagt die alte Jeschke nur lakonisch: "He is nu wedder rut. Awers he kummt ook woll wedder rin" (W. III.S. 366).

Der tote Franzose, die wichtigste Gestalt in der Erzählung neben Hratscheck, wird in einem ironischen Wechselspiel des Fatums vom Dichter zum Hauptträger desselben eingesetzt.
9
Der Dichter kündigt den genauen Moment des Einsetzens des Fatums an. Als Hratscheck in tiefen Gedanken versunken

über seinen bedrückenden finanziellen Zustand "rechnend und wägend" zwischen den Rabatten seines Gartens hin ging, hörte er "eine grosse durch ihre Schwere und Reife sich von selbst ablösende Malvasierbirne mit eigentümlich dumpfen Ton aufklatschen (W.III.S.318). Hratschek legt die Birne später auf sein Pult, genau so, wie er das Lotterielos dort aufstellt. Dann lässt der Dichter den Verbrecher mit seinen Gedanken "spielen". Er, der wie alle Spieler das glaubt, was er glauben will, sieht in dem toten Franzosen, den er später findet, seinen wiederaufgegangenen Glücksstern und seinen Schutzpatron. Er benutzt ihn sogar, um seinen Ruf nach der Untersuchungshaft noch mehr aufzubessern, und mit scheinheiliger Grosszügigkeit schlägt er vor, den Toten in seinem Garten zu lassen, anstatt ihm ein Begräbnis auf dem Friedhof zu geben, wie die anständigen Bauern es gewollt hatten. Er wolle, "gewünschten Falles, die Stelle mit einem Gitter versehen oder mit einem Buchsbaum umziehen (W. III.S.372).

Ob das Fatum nun das movens war oder nicht, der tote Franzose war zu nichts weniger als zu Hratschecks Schutzpatron bestimmt. Zunächst hatte er ihn durch seine blosse Anwesenheit in Versuchung gebracht, ihm eine Idee einge-

geben und vor eine Entscheidung gestellt, ob er einer Eingebung des Bösen Folge leisten sollte oder nicht. Er gibt der Versuchung nach und ist damit auf dem Wege zu seinem Ende. Der Tote rächt zweitens das immer nur angedeutete aber wahrscheinlich von Hratscheck begangene erste Verbrechen an der Reise aus Neu-Lewin, denn hätte dieser den toten Franzosen nicht gefunden, so wäre ihm der Gedanke zu dem nach seiner Meinung perfekten Mordplan an Szulski nicht gekommen. Danach wird der Tote auch zum Rächter an Szulski. (War es übrigens das Fatum, das den armen Szulski auf seinem Weg zu Hratscheck gewarnt hatte?) Bei seiner Ankunft in Tschechin hatte sich der Pole um ein paar Stunden verspätet, "weil die vom Regen aufgeweichten Bruchwege beinahe unpassierbar gewesen waren, . . . Noch die letzten dreihundert Schritte von der Orthschen Windmühle her hatten ein Stück Zeit gekostet, weil das ermüdete Pferd mitunter stehen blieb und trotz allem Fluchen nicht weiter wollte" (W.III.S.336). Mutter Jeschke nimmt jede Gelegenheit wahr, Hratscheck mit Anspielungen auf den toten Franzosen in Angst zu versetzen. Auf dessen grosse Bestürzung und Klage bei ihr über die Spukangst seines Jungen Ede antwortet sie ihm mit scheinheiliger Mine: "Un wenn et wat is, na, denn mot et de Franzos sinn. . . . He moak woll en beten rutscht sinn"

(W.III.S.397.). Besteht hier nicht eine Verbindung zwischen dem späteren "Rutschen" der Ölfässer, die den Tod Hratschecks verursachen mit dem "Rutschen" des Toten, auf das Mutter Jeschke anspielt? Frau Hratscheck hatte in ihrer Gewissensangst einmal gesagt, dass es auch Tote gäbe, die mit der Auferstehung nicht bis zum Jüngsten Tag warteten. Nach dieser Ansicht ist es nicht Szulski, der früher auferstanden ist und sich rächt, sondern es ist der tote Franzose, der so seltsam "lebendig" ist.

Die grosse Faszination, die der erschlagene tote französische Soldat der wirklichen Geschichte für Fontane gehabt hat, lässt aber noch eine ganz andere Erklärung für dessen Rache zu, die mit der immer wieder betonten Freundschaft des Dichters den Franzosen gegenüber und auch mit seinem persönlichen Ehrgefühl zusammenhängt. Der wirkliche Tote war, so geht aus dem Briefe der Schwester Fontanes hervor, (Anm.9), hinterücks erschlagen worden. Davon ausgehend sieht man hier einen toten Soldaten, der einmal für seinen Kaiser gekämpft hatte und nun ungenannt und unerkant in fremder Erde liegt. Es ist nur fair, dass ihm die Ehre eines anständigen Grabes gegeben werde, und der Dichter überlässt es den sonst so oberflächlichen Bauern, ihm diese Ehre zu erweisen, "trotzdem er wahrschein-

lich ein Kattolscher war". Es ist aber Ironie des Schicksals, dass der Tote nun gerade ein umzäuntes Grab im Garten eines Verbrechers bekommen soll. Warum aber sollte ein Soldat, der eine Pflicht getan hatte, auf demselben Boden mit einem Verbrecher "wohnen"? Vielleicht war ihm das gar nicht recht gewesen, und er schlug nun endlich noch einmal zu, um den Mord an ihm selbst und den an Szulski zu gleicher Zeit zu rächen, um endlich seine Ruhe zu haben. Es ist noch einmal die Ironie des Schicksals, dass der ehrliche Name des Soldaten gerade durch die Mordtat des Hratscheck bekannt wird, wenn auch in fremder Erde. Der Dichter überlässt dem Leser jede Auslegung, er tritt zurück, aber mit einer Frage über die geheimnisvolle und rätselhafte Macht des Fatums.

In einer romantisch-lyrischen Note erweist der Dichter dem Toten persönlich die Ehre. Mit einer ironischen Pointe lässt er ihn im blühenden Garten unter dem Birnbaum liegen, der seit einiger Zeit die schönsten Früchte trägt, die nach ihm "Franzosenbirnen" genannt werden, während der ehrlose andere Tote, Hratscheck, zwar auf dem Kirchhofe liegt, "aber seitab, wo die Nesseln stehen und der Schutt liegt" (W.III. S.406).

Anmerkungen

1. Theodor Fontane, Sämtliche Werke, Band X (München: Nymphenburger, 1959), 37 f.
2. Der Dichter wählt den sagenumwobenen Birnbaum für seinen Titel absichtlich. Nach dem Volksglauben grünt ein Birnbaum für einen unschuldig Hingerichteten. Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Hrsg. Hanns Bächtold Stäubli und E. Hoffmann-Krayer (Berlin: de Gruyter, 1927), I, S. 1339.
3. Brief Fontanes an Friedländer v. 16.11.1885. Theodor Fontane. Briefe an Georg Friedländer, Hrsg. Kurt Schreinert (Heidelberg: Quelle & Meyer, 1954).
4. Brief an seinen Sohn Theo v. 12.8.1895. Theodor Fontanes Briefe an seine Familie II (Berlin: Friedrich Fontane, 1905).
5. Den Dichter beschäftigte zur Zeit der Niederschrift des Romans die Stellung des Luthertums dem Preussentum gegenüber. Er bezeichnete diese als eine "Ehe von zwei gleich schlechten Partnern." Daher werden einige der Pastoren in seinen Romanen einer sehr negativen Beurteilung unterworfen. Die Ausnahmen sind Pastor Lorenzen im Stechlin, mit dem er sich identifiziert, und der Dompfarrer Dörffel in Cécile. (Vgl. hierzu: W. II, Schach von Wuthenow, S.281 und auch die Ausführungen Pierre-Paul Sagaves in "Aspects du Protestantisme dans les Romans de Fontane", Etudes Germaniques 14 (1959), ebenso die Briefe an Friedländer vom 7.11.1893 und 12.4.1894. Theodor Fontane. Briefe an Georg Friedländer, (Heidelberg: Quelle & Meyer, 1954).
6. Das Wort "glau" bedeutet so viel wie "überklug", "sehr schlau".
7. Im russisch-polnischen Krieg (1831) stand der preussische Adel auf der Seite Russlands, der Liberalismus jedoch auf der Seite der Polen. Vgl. hierzu auch die Bemerkungen des polnischen Grafen Bninski in Vor dem Sturm (W.I.S.324).

8. Zum Beispiel die Gestalt der "Hoppenmarieken" in Vor dem Sturm.
9. Der tote Franzose hatte wirklich existiert. Vgl. hierzu: Hans-Heinrich Reuter, Fontane (München: Nymphenburger, 1968), II S. 363, ff.

Cecile

In Cecile (1887), dem ersten der drei bekannten Romane aus dem Berliner Gesellschaftsleben, dem Stine und Irrungen Wirrungen folgten, zeichnet der Dichter das Bild der Heldin auf dem Hintergrund der Gründerjahre. Die Verbindungslinie zu den beiden ersten Romanen - und besonders zu Schach von Wuthenow - wird schon darum sichtbar, weil sich die Ereignisse in der gleichen Gesellschaftsklasse abspielen, nur ist die Kritik gegen einzelne Figuren des Militäradels jetzt sehr verschärft. Die Gestalt der Heldin erscheint als weibliches Pendant zu Schach von Wuthenow; ebenso wie Schach steht sie im Konflikt mit den Ehrgesetzen der Gesellschaft wie auch in dem mit ihrer eigenen Natur, auch sie wählt den Freitod, um dem Dilemma zu entfliehen. Während vom Gesichtspunkt der greifbaren Wirklichkeit das Scheitern der Heldin zum grossen Teil durch die Nichtbeachtung der gesellschaftlichen Konventionen bedingt ist, steht im Hintergrund auch hier - aber in viel grösserem Masse als in Schach von Wuthenow-das als Zufall erscheinende, alle Anstrengungen, Bemühungen und Vorsätze des Menschen durchkreuzende Fatum. Daneben lässt der Dichter in Cecile ein starkes, nicht zu unterschätzendes, religiöses Motiv

erscheinen, über das am Ende dieses Kapitels noch zu sprechen sein wird.

Soweit der Begriff der Ehre in Frage kommt, wird er vom subjektiven und objektiven Standpunkt aus relativiert. Im Falle der männlichen Helden - mit Ausnahme des Gegenspielers der Cécile, Leslie-Gordon - erscheint er im Zuge der grossen politischen, ökonomischen und sozialen Umwälzungen im Staate fast nur noch als veralteter Traditionsbegriff oder als arroganter Standesdünkel; mit anderen Worten, es fehlt ihnen die "innere Ehre" und der feste Bezug, auf den sie sich stützt. In Verbindung mit den abgesunkenen oder veralteten Ehrbegriffen der Offiziere führt der Dichter auch das von ihm verabscheute point d'honneur in zwei Duellen des Oberst St. Arnaud ad absurdum.

Fontane schreibt den Roman unter dem Motto: Wer mal drin sitzt, gleichviel mit oder ohne Schuld, kommt nicht wieder heraus" und bezieht sich damit auf die Verfemung derjenigen, die die gesellschaftlichen Konventionen nicht einhalten.¹

Die ungewöhnlich lange Zeit, die Fontane für die Niederschrift des Romans benötigte und die Angabe in seinem Brief an Schlenther² lässt darauf schliessen, dass er die Ge-

stalt der Cécile nicht, wie sonst gefunden, sondern in weit-
aus grösserem Masse erfunden hat. Zwar hatte Fontane eine
der äusseren Erscheinung der Cécile entsprechende bestimm-
te Gestalt für seinen Roman gefunden, die er in psychologi-
scher Hinsicht jedoch - seinen Intentionen gemäss - vollkom-
men unkonstruierte.³

Abgesehen davon, dass der ganze Roman zuletzt als zwie-
gesichtig erscheint, weil durch den sogenannten "Gesell-
schaftsroman" ein romantisch-balladeskes Element schimmert,
zum Beispiel die Beschreibung des Kindes Cécile als "träu-
merisch und märchenhaft" (W. IV.S.245) und der Vergleich der
Cécile durch den ihr verfallenen Gordon mit Maria Stuart
(W.IV.S.219), wird auch der Charakter der Heldin undurchsich-
tig, es sei denn, dass Fontane damit, wie so oft, auf das
Rätselhafte im Menschen anspielen will. Cécile wird weder
einer naturalistischen Erklärung gerecht - und eine solche
hätte Fontane auch nicht geben wollen - noch wird sie so stark
poetisiert wie, zum Beispiel Marie Kniehase in Vor dem Sturm.
Auch Uwe Hohendahl hat sich in einer Arbeit über Cécile dem
Thema der Mehrdeutigkeit zugewendet. Auch ihm erscheint Cécile
so zwielichtig, dass der Leser nie genau weiss, welche Seite
ihrer Person die wahre ist."⁴

Hans-Heinrich Reuter sieht in Cécile einen Angriff Fontanes auf Schopenhauers "Parerga und Paralipomena", in denen der Philosoph sich einen Verstoss gegen "Freiheit und Menschenwürde" und die Ausbildung einer gefährlichen "Herrenmoral" erlaubt habe.⁵ Er nimmt an, dass Fontane sich in Cécile für die Emanzipation der Frau eingesetzt habe. Aus dem Roman geht aber nicht direkt hervor, dass sich Fontane mit der Emanzipation der Cécile befassen wollte, ausserdem begegnete er trotz seiner grossen Toleranz den Frauen gegenüber einer allgemeinen Gleichberechtigung der Geschlechter mit Skepsis, was aber nicht bedeuten soll, dass er sich mit den Schopenhauerschen Ausführungen einverstanden erklärt hätte.⁶ Die Freiheit liegt für Fontane im Innern des Menschen und wird nur zum Teil von der gesellschaftlichen Struktur bedingt. Der Dichter befasst sich nur mit dem Einzelfall, ja, in Cécile mit einem "Sonderfall". Zwar greift er im Laufe seiner Erzählung eine heuchlerische Gesellschaft an, jedoch verlangt es sein eigener Ordnungssinn, dass der Mensch sich auf die gültigen Ehrgesetze dieser Gesellschaft stütze.⁷ So weist Cécile einen ihr selbst gar nicht bewussten Mangel an weiblichem Ehrgefühl auf, -zumindest in ihrer Beziehung zu dem Fürsten - der nicht zuletzt durch die Wirkungslosigkeit des religiösen Dogmas entstanden ist.

Das "Wer einmal drin sitzt" bedeutet für Fontane eine Verletzung der Sitte, ungeachtet der Gründe dafür.

Gleichzeitig aber setzt der Dichter über diese Art der Schuld ein Fragezeichen und relativiert sie. Auf der Ebene der greifbaren Wirklichkeit erklärt er sie erstens mit der frühen charakterlichen Prägung durch die Erziehung der Mutter, wobei Cecile als unschuldig erscheint, und er setzt ihr späteres Verhältnis mit dem Fürsten einem ehrlichen Kontrakt gleichmäßig dem der Stine in ihrer Beziehung zu Graf Haldern - in dem Cecile nicht schlechter oder unehrenhafter erscheint als zum Beispiel die parvendhafte Frau Kommerzienrat Treibel in dem Roman Frau Jenny Treibel, oder als Frau Geheimrat Espe in Quitt, die ihrem Mann durch eine frühere Liaison mit einem "Präsidenten" zu einer ehrenvollen Stellung verholfen hatte. Die Einzelfigur erscheint auf dem Hintergrund einer morschen Gesellschaft, in der die nicht immer verdiente "äußere Ehre", also Rang, Stellung, Ansehen, den Vorrang vor der "inneren Ehre" hat. Fontane wagte sich zu seiner Zeit weit vor, wenn er der Gesellschaft einen Spiegel vorhielt und sich dann zu einem gewissen Grade auf die Seite einer nach seiner Meinung nicht unehrenhaften Frau, die aus bestimmten Gründen mit den gesellschaftlichen Gesetzen in Kollision geraten war, stellte.

In Cecile beschreibt der Dichter die Geschichte einer aus dem verarmten schlesischen Kleinadel stammenden, sehr schönen Frau, deren Mutter sie als 17jährige einem alten Fürsten zur "Vorleserin" seiner Gemahlin überliess, die an derartige 'Ernennungen' schon gewöhnt war und keinen Widerspruch erhob. Cécile machte viele Reisen mit dem fürstlichen Paar und blieb nach dem Tode der alten Fürstin im Schloss. Nach dem bald darauf erfolgten Ableben des Fürsten wurde sie von seinem Neffen gebeten, 'dass sie Schloss Cyrillenort nicht verlassen möge' (W.IV.S.252). Weiteres Reisen mit dem Neffen des Fürsten führte sie bis nach Madeira und Algier. Dann heisst es in einem Brief der Schwester Leslie-Gordons an ihren Bruder weiter: "Denn wenn der alte Fürst alt gewesen war, so war der junge krank" (W.IV.S.252). Er starb schon nach einem Jahr. Eine Ehe mit dem von Cécile protegierten Kammerherrn kam nicht zustande, "aus Gründen, die nur gemutmasst werden" (W.IV.S.252). Cécile kehrte zu ihrer Familie zurück, "eine verhältnismässig glänzende Wohnung wurde genommen, und in dieser Wohnung war es, dass St. Arnaud zwei Jahre später die still und zurückgezogen lebende Cecile (damals noch katholisch) kennen lernte"(W. IV. S.252). Kurz nach seiner Verlobung wird ihm von Oberstleutnant von Dzialinski, dem "ältesten Stabsoffizier, als Vertreter des

Offizierskorps die Mitteilung gemacht, dass "diese Verlobung nicht wohl angänglich sei" (W. IV. S.251). Es kommt zum Duell zwischen dem letzteren und St. Arnaud, in dem Dzialinski getötet wird. St. Arnaud muss den Dienst quittieren und bereist mit Cécile die - nicht mehr ganz erstklassigen - Ferienorte. In Thale im Harz lernt das St. Arnaudsche Paar einen früheren Offizier der preussischen Armee, den Zivilingenieur von Leslie-Gordon, kennen, dem der ältere Oberst eine herzliche Freund mit seiner Gattin gestattet. ". . . eine junge Frau braucht dergleichen" (W.IV.S.282). Er fühlt sich aber plötzlich in seiner Ehre gekränkt, weil er von einem andern Gast seines Hauses erfährt, dass sich Gordon Cécile gegenüber in unangemessener Weise benommen habe. Obgleich Cécile eine starke "Wahlverwandtschaft" mit Gordon fühlte - die Liebe wird nur angedeutet - blieb sie streng im Rahmen der gesellschaftlichen Konvention; sie verteidigte Gordon allerdings in der Angelegenheit der angeblichen Beleidigung. Oberst von Arnaud fordert jedoch Gordon zum Duell und tötet ihn. Daraufhin scheidet Cécile freiwillig aus dem Leben.

Der Dichter setzt Cécile als Einzelfall von dem allgemeinen Typus der "Fürstengeliebten" - der ihm sehr bekannt war - ab.⁸ Er zeichnet sie nicht als eine pralle, sinnliche,

allzu materialistisch oder stark politisch interessierte Person, sondern als eine feinnervig-ästhetische, religiös orientierte und sehr verwöhnte Frau mit einer grossen Anziehungskraft auf das männliche Geschlecht. Mit andern Worten, sie erscheint nicht als eine frivole, im gesellschaftlichen Geflüster als ehrlos bezeichnete Person, sondern eher als eine solche, die die Natur und die Schönheit zu einer Fürstin bestimmt hatte, die aber wegen ihrer Abstammung aus dem Kleinadel eben nur eine "Pseudo-Fürstin" werden konnte. Daher wählte der Dichter auch keine Gestalt aus den unteren Ständen, nicht einmal eine aus dem Bürgertum. In ihrem Namen spielt der Dichter auf die Legende der Heiligen Cäcilia an. Obgleich Cécile weder eine Heilige ist, noch die Musikalität ihrer legendären Namensschwester besitzt, so hat sie aber eines mit ihr gemeinsam: sie muss auf die Liebe Verzicht leisten. Analog zu dem Gebot der Keuschheit das der Heiligen Cäcilia von dem Engel auferlegt wird, muss die moderne Cécile der grossen Liebe entsagen. Das Schicksal, das die Partei der waltenden Ordnung nimmt und Cécile scheitern lässt, steht anstelle des Engels aus uralter Zeit, der seiner Cäcilia die Pflicht auferlegte, dem Fleische zu entsagen und der Ehre Gottes im Geiste zu leben. Von dieser Perspektive aus gesehen, erscheint der Kampf

Céciles als poetisches Wechselspiel eines rätselhaften Fatums mit den Gehässigkeiten einer ihr feindlich gesinnten Welt.

Weil Cécile als unschuldig-schuldig, aber nicht als ehrlos dargestellt wird, kann ihre Gestalt nicht anders als "schillernd" erscheinen, und darum auch distanziert sich der Dichter in so grossem Mass und lässt den Leser die Spuren ihres Lebensweges in den Briefen und Dialogen verfolgen, aus denen er sich sein eigenes Urteil bilden kann.

Nach dem was der Leser über Cécile aus verschiedenen Quellen erfährt, ist sie immer nur von einer Art Scheinexistenz in die andere gegangen. Eine Erklärung ihres Charakters muss zunächst in der frühen Erziehung des Kindes gesucht werden. Im Hause ihrer Mutter wird - trotz einer oberflächlichen katholischen Erziehung - weder auf religiöse noch moralische Gesetze Wert gelegt, sondern nur auf die äussere Schau, die von der Mutter bis zum Brechen aufrecht erhalten wird. Ein Beispiel dafür ist die in dem Briefe einer Freundin Klothildes, der Schwester Gordons, erwähnte Geschichte der 'Pseudo-Pilzchen', die in Wirklichkeit nur grössere Rosinen waren. "Grosse Rosinen" kamen als getarnte Pilze in mageren Zeiten im Elternhaus der Cécile auf den Tisch. Die "grossen Rosinen" erscheinen hier als Allegorie für phantastische Ideen, der Prä-

tension, zum Beispiel, dass man nicht arm, sondern wohlhabend war und sich Pilze zum Essen leisten konnte. In der Person des Vaters sieht der Dichter einen Repräsentanten des etwas verloderten schlesischen Kleinadels; von Schulden überhäuft starb er plötzlich, "was man so sterben nennt; die Verlegenheiten waren zu gross geworden. Das 'Wie' seines Todes wurde vertuscht" (W.IV.S.254). Die prekäre Situation der Familie wurde durch die ehrgeizige Mutter nur dadurch gerettet, dass sie die schöne Cécile aus der Sphäre ihres kleinen Scheinlebens in die des grossen verpflanzte, das heisst, dass sie im Hause des Fürsten jetzt nicht mehr als Pilze getarnte Rosinen zu essen braucht, sondern als ehrbare "Vorleserin" der alten Fürstin gilt, wobei - genau wie vorher- die Vorstellung den Tatsachen nicht entspricht. Es wird nirgends erwähnt, jedoch immer wieder angedeutet, dass Cécile ihren natürlichen Anlagen nach, trotz ihres Mangels an Bildung vielleicht eine Fürstin hätte sein können, denn es fiel ihr leicht, die Alüren der grossen Welt anzunehmen und sich an ihre Etiquette zu gewöhnen, die Welt, in der Gefühlsregungen, denen man sich vielleicht hinter den Kulissen hingibt, nicht nach aussen gezeigt werden. Ihr drittes Scheinleben beginnt mit dem nicht geliebten doch geachteten St.Arnaud, in dem sie den Anschein einer

glücklichen Ehe vor der Gesellschaft und vor sich selbst bis zur Begegnung mit Gordon aufrecht erhält, aber dann nicht mehr weiss, wie es enden wird.

Bei alledem - und vielleicht sogar deshalb - bleibt Cé-cile seltsam "lemblos"; sie zeigt die Lebensart einer im fürstlichen Hause angenommenen formalen Existenz. Ihre Art, mit Gordon zu sprechen, ist die einer grossen Dame, niemals die einer zum ersten Male wirklich liebenden Frau, die sich in einem unlösbaren Konflikt befindet. Sie scheint einer grossen Liebe nicht fähig zu sein und kann eine Zuneigung nur in Briefen andeuten, zeigt aber auch nicht den Charakter, der Gefahr einer aufkeimenden Liebe zu entgehen. Sie wirkt auf den Leser wie eine Schönheit ohne Substanz, deren Eintritt in das Haus des Fürsten nolens volens damit beginnt, dass sie dessen als "Teefrühelein" getarntes Spielzeug wird. Sie verändert sich im Handlungsverlauf nicht und ihre Lebensanschauung wird weder durch religiöse Skrupel noch durch die Tragödie des ersten Duells ihres späteren Gatten wesentlich verändert. Nach ihrer eigenen Aussage bleibt sie in "der Welt Eitelkeiten" stecken und will ihren Platz in der Gesellschaft zurückerobern und befestigen. Gerade das Streben nach der äusseren Ehre, einen Platz in der Gesellschaft zu erobern, weist auf das Parvenütum

des Kleinadels hin, der niemals eine Verankerung ausserhalb der Adelsgesellschaft gesucht hätte, der immer "grosse Rosinen" im Kopfe hatte. Dabei überschätzt Cécile den Wert der Gesellschaft der Frondeure und unterschätzt zu einem gewissen Grad auch deren hintergründige Feindschaft ihr gegenüber, trotz der ihr von Rossow gezeigten Freundschaft. Die "Ehre" zu dieser Gesellschaft zu gehören, bedeutet für sie das Leben selbst. "Ich habe nicht den Anspruch, den andre haben. Ich will ihn aber wieder haben, und als ich . . . heimlich und voll Entsetzen in das Haus schlich, wo der erschossene Dzialinski lag und mich mit seinen Totenaugen ansah, als ob er sagen wollte: 'Du bist schuld', da hab ich's mir in meine Seele hineingeschworen, nun, Sie wissen, was. Und ob ich in der Welt Eitelkeiten stecke, heut und immerdar, eines dank ich der neuen Lehre: das Gefühl der Pflicht. Und wo dies Gefühl ist, ist auch die Kraft" (W.IV.S.274).

Mit ihren grossen Worten belügt sich Cécile aber selbst. Sie spricht von "Pflicht" zu Gordon, erkennt aber nicht die wirkliche Pflicht - oder will sie nicht erkennen - die entweder eine sofortige Trennung von ihm, oder aber von St.Arnaud erfordert hätte. Sie ist nicht abgeneigt, Gordon zu ihrem Spielzeug zu machen - auf "ehrenvolle" Weise.

Nach dem Entwurf eines solchen Porträts der Cécile müssen die Ansichten Hans-Heinrich Reuters, der in Cécile ausschliesslich ein Opfer der Gesellschaft sieht, mit Zurückhaltung aufgenommen werden. Sie führen in eine von Fontane nicht eingeschlagene Richtung. Im besonderen kann man den folgenden Worten Reuters nicht vollkommen zustimmen:

Cécile ist aufgewachsen in einer Welt, für die eine schöne Frau nichts anderes ist als eine Ware, ein Schmuckstück, das man kauft oder raubt, benutzt pflegt, vererbt und dem gegenüber man weiter keine Verpflichtungen anerkennt als diejenigen, die sich aus der Tatsache des Besitztums ergeben. Nur in dieser Haltung hat Cécile den Mann kennengelernt: zuerst als Vorleserin fürstlicher Personen, dann als Ehefrau eines Gardeobersten. Sie weiss es nicht anders und nimmt es hin, passiv im eigentlichen Wortsinne. Auch der Freund, ein scheinbar vorurteilslos aufgeschlossener Weltmann, bezieht schliesslich die gleiche männliche Stellung zu ihr. Der freiwillige Tod bleibt Cécile als einziger Ausweg aus einem Los, für das sie in ergreifender Demut, in rührender Unwissenheit und Unbeholfenheit . . . bei sich selbst die Schuld gesucht hat. "Schuld" ist aber nicht Cécile, schuldig sind auch Ehemann und Freund, nur in einem sehr vordergründigen Betracht".

Es soll darum auf einige Punkte in dem obigen Zitat Reuters etwas näher eingegangen werden:

Von dem Standpunkt ausgehend, dass sich Fontane, wie schon erwähnt, nur mit dem Bewusstsein des Einzelnen befasst, in dem er ihm die Entscheidung über das Sein überlässt, deuten die Worte Céciles: "Und wenn ich in der Welt Eitelkeiten stecke heut und immerdar . . ." vom realistischen Gesichts-

punkt aus gesehen, auf eine Lebensart hin, die viel mehr durch ihre Erziehung im Elternhaus als durch die äusseren sozialen und ökonomischen Umstände geprägt wurde. Es wird erwähnt, dass Cécile in der katholischen Religion getauft worden war, aber man hört weder von religiöser Erziehung noch von irgend einer andern. Es sei nur an die Beschreibung ihres Vaters erinnert, den allgemein beliebten schönen Mann und Anekdotenerzähler, der als Betriebsdirektor bei den Hohenlohes nichts verstand, nichts tat und in Schulden verstrickt plötzlich starb, und der somit zur materiellen Not der Hinterbliebenen beigetragen hatte.

Die der Cécile anhaftende Ambivalenz lässt aber eine einseitige Erklärung ihres Charakters überhaupt nicht zu; im besonderen kann ihrer Darstellung als ein von der Gesellschaft verfolgtes völlig wehrloses Individuum nicht zugestimmt werden. Der Dichter Fontane will seine Heldin gerade nicht als "gekaufte Ware" darstellen, denn mit der Relativierung der weiblichen Ehre wird das Verkauftsein ausgeschaltet. Cécile als Mensch kommt sich niemals "verkauft" vor, weil sie im Schloss des Fürsten nicht als käufliches Objekt angesehen und auch nicht als solches behandelt wurde. Im Gegenteil, es mag einer aus dem verarmten schlesischen Kleinadel stammenden

Person eine "Stellung" im Fürstenhaus sogar als ehrenvoll vorgekommen sein. Die Worte in ihrem Testament bedeuten viel: "Ich wünsche nach Cyrillienort übergeführt und auf dem dortigen Gemeindegirchhofe, zur Linken der fürstlichen Grabkapelle, beigesetzt zu werden. Ich will der Stelle wenigstens nahe sein, wo die ruhen, die in reichem Masse mir das gaben, was mir die Welt verweigerte: Liebe und Freundschaft und um der Liebe willen auch Achtung . . . Vornehmheit und Herzensgüte sind nicht alles, aber sie sind viel" (W.IV.S.284). Es muss dabei immer wieder an den Sonderfall erinnert werden, in dem der Dichter Cécile in die seltsame Situation einer gleichzeitigen Haus-tochter und Maitresse setzt und ungeachtet der Tatsache, dass Cécile weder eine Heilige noch eine Kurtisane ist, ihr einen Schimmer von beiden gibt.

Die von Reuter angesetzte Passivität, die zum Teil auch als Attribut einer krankhaften Natur angesehen werden kann, denn Cécile wird ja als nervenranke Frau hingestellt,¹⁰ kehrt sich aber zuzeiten in das krasse Gegenteil um, nämlich dann, wenn es gilt, die verlorene "äussere Ehre" wieder zu erlangen. Sie verweist Gordon sehr scharf wegen seines groben Verstosses gegen die gesellschaftliche Etiquette: "Sie haben eines schönen Tages die Liebesgeschichte des armen Fräuleins von Zacha ge-

hört, und diese Lebensgeschichte können Sie nicht mehr vergessen. . . . Nun, diese Lebensgeschichte, so wenigstens glauben Sie, gibt Ihnen ein Anrecht auf einen freieren Ton, . . . Nun denn, die Gesellschaft hat mich in den Bann getan, ich seh es und fühl es, und so leb ich denn von der Gnade derer, die meinem Hause die Ehre antun" (W. IV.S.274). Sie ist aber fest entschlossen, diese Stellung in der Gesellschaft um jeden Preis mit der Hilfe St. Arnauds zu befestigen; in dieser Beziehung ist sie weder "unwissend" noch "unbeholfen". Es handelt sich eben nicht nur darum, was diese Gesellschaft der Cécile antut, sondern auch um die Priorität, die sie ihr zuspricht.

Reuter misst aber auch der in dem obigen Zitat angegebenen männlichen Stellung, der Besitzgier des Mannes und des Freundes, zu viel Bedeutung bei. Trotz der gelegentlichen Vernachlässigung der verwöhnten Cécile durch St. Arnaud und des vielleicht entschuldbaren faux-pas Gordons zeigt keiner der beiden Männer eine aussergewöhnlich überhebliche Einstellung gegenüber Cécile; Reuter gibt dies an anderer Stelle auch zu.¹¹ St. Arnaud zeigt sich in seinem Verhalten zu Cécile als gutmütiger Mensch, seine Aggressivität gilt den Männern, nicht den Frauen. Sogar vor dem Duell mit Gordon hat er noch eine "gewisse Herzensbewegung" (W.IV. S.282), wie er in seinem Brief an Cécile angibt: "Der Ausgang

der Sache machte doch einen Eindruck auf mich, und so bot ich ihm [Gordon] die Hand zur Versöhnung. Aber er wies sie zurück" (W.IV.S. 282). Fontane bezieht sich in dem Verhältnis von Mann zu Frau in diesem Falle eher auf den Fluch der Schönheit, dem beide, Mann und Freund erlagen. Cécile trägt keinen Groll gegen St. Arnaud, der ihr ja den Wiedereintritt in die Gesellschaft ermöglicht hatte; sie beweist es mit der Übertragung ihres Gutes an ihn in ihrem Testament.

Zur Frage der Schuld ist etwas mehr zu sagen und besonders zu den Worten Reuters, dass sie in "rührender Unwissenheit und Unbeholfenheit" die Schuld bei sich selbst gesucht habe. Die Worte stehen im Widerspruch zu einer andern Bemerkung Reuters, in der er das Ende des Romans als einen "Verlegenheitsschluss" bezeichnet.¹² Er bezieht sich damit auf den Freitod der Cécile. Es fragt sich aber, ob der Dichter nicht von Anfang an auf einen solchen Schluss hinzielt. Der Dichter lässt den Roman auf zwei Ebenen verlaufen, der greifbaren Wirklichkeit und der überrealen, auf der, wie so oft bei Fontane, das Fatum erscheint. In diesem Falle aber lässt er das Fatum in einem seltsamen Wechselspiel mit dem kirchlichen Dogma erscheinen. Neben den kleinen Tücken des Zufalls, wie man das Fatum nennen kann, lässt der Dichter eine feste Basis aus der frühen Kindheit das

religiöse Element, wie eine Erinnerung an längst Vergangenes, aber auch wie eine Mahnung an eine kommende Tragödie, mitklingen. Das Religiöse erscheint leitmotivisch schon am Anfang des Romans und trägt auch zur Zwielfichtigkeit der Cécile bei. Bei ihrem ersten Anblick erschien sie dem Gordon als eine in einem "festen Kloster" erzogene Frau " 'Sacré coeur' oder 'Zum guten Hirten' " (W. IV. S.136). Cécile sagt von sich selbst, dass sie in "der Welt Eitelkeiten" stecke. In dem Wechselspiel zwischen Fatum und Dogma muss Cécile schliesslich unterliegen nicht, weil sie ehrlos, sondern weil sie schwach ist. Der tolerante Dichter, der immer die "zwei Seiten" sieht, lehnt mit den Worten "Wer mal drin sitzt, gleichviel mit oder ohne Schuld ..." die alleinige Schuld der Cécile ab. Er sieht sie eher als eine Verirrte, die sich in den Komplexitäten des Lebens und der Liebe nicht mehr zurechtfinden konnte. Gerade mit dem Nichtbekanntmachen des wörtlichen Inhalts des Briefes der Cécile an Pastor Dörffel überlässt es der Dichter dem Leser, die genauen Gründe für den Freitod der Cécile zu erforschen. Wenn auch die Liebe zu Gordon als der Hauptgrund angedeutet ist, so könnte das Entscheidende sein, dass Cécile zur letzten klaren Einsicht über ein einmal verfehltes Leben gekommen ist. Daher kann ihr Freitod, durch den sie von einer Halbheit zur

Ganzheit kommt auch zu ihrer Verklärung beitragen, trotzdem er im religiösen Dogma als Sünde angesehen wird. Die Resignation dem Leben gegenüber muss ihr letzten Endes zur Ehre angerechnet werden, denn ein weiteres Zusammenleben mit St. Arnaud, der paradoxerweise ihre Ehre verteidigt hatte, würde ein Verrat an der Liebe zu Gordon sein.

Somit erscheint das Religiöse hier nicht nur als Kunstgriff, sondern der sonst dem kirchlichen Dogma fernstehende Dichter hat es mit Vorbedacht als ethisch-moralisches Strukturelement, als Gegenpol zur Darstellung des sittlichen Verfalls eingesetzt. In diesem Sinne erscheint bei einer Verknüpfung des Romantischen mit dem Religiösen eine verklärte Cécile im Tode in ihrer Ganzheit, in der wiedererlangten "inneren Ehre" nach Aufgabe der "Welt Eitelkeiten", der nur "äusseren Ehre". Die Liebe, der sie im Leben entsagen musste, durch die sie aber im Tode - nach dem Tristan Motiv - mit Gordon vereint wird, trägt dann den Sieg davon. Aus diesem Grunde ist die Tatsache, dass Cécile die Schuld bei sich selbst sucht, vielleicht gerade das, was Fontane aussagen wollte.

Im Gegensatz zu der Darstellung der Cécile ist die Zeichnung der männlichen Protagonisten auf dem Hintergrund des Politisch-Zeitgeschichtlichen klarer. In der Gesellschaft der

Frondeure stellt der Dichter in den drei Protagonisten St. Arnaud und von Rossow auf der einen Seite und Leslie-Gordon auf der andern den auf Nationalehre pochenden Militäradel, dessen gefährlichen Einfluss im Staate er mit Besorgnis entgegensah, einem neuen Humanismus gegenüber. Auf der militärischen Rangstufe besteht jedoch noch ein Unterschied zwischen St. Arnaud und von Rossow, denn nur der letztere ist der wirklich preussische Offizier aus alt-märkischer Familie. Er hat die Vorzüge eines solchen, aber auch die Nachteile; von Vorurteilen befangen lebt er nur in der Vergangenheit, und die Heeresreform von 1812-13 hat für ihn gar nicht existiert. Ungefähr hundert Jahre sind seit dem Tode Friedrichs des Grossen vergangen, und trotzdem unterscheidet sich Rossow in seinen politischen Ansichten nicht von denen der Offiziere des Regiments Gensdarmes aus dem Jahre 1805. Auch er pocht auf das bekannte, schon in Schach von Wuthenow durch von Bülow spöttisch ausgesprochene Wort Friedrichs des Grossen, dass die Welt nicht sicherer auf den Schultern des Atlas als der preussische Staat auf den Schultern seiner Armee ruhe. Rossow glorifiziert die Leistungen des Militärs; die Errungenschaften des Geistes gelten nicht: "Der Unteroffizier, der Gefreite, die haben eine Bedeutung, nicht der Küster und der Schulmei-

ster; der Stabsoffizier hat eine Bedeutung, nicht der Konsistorialrat" (W.IV. S. 244). Nach einem Schlag auf den sogenannten "höheren Gesichtspunkt" des Kabinetts, besteht er auf der Vorrangstellung der Armee: "Ich meine das Kabinett, das sich's zur Aufgabe zu stellen scheint, mit den Traditionen der Armee zu brechen. Wenn ich von der Armee spreche, sprech ich selbverständlich von der friedricianischen Armee. Was uns heutzutage fehlt, und was wir brauchen wie das liebe Brot, das sind alte Familien und alte Namen aus den Stammprovinzen. Aber nicht Fremde . . ." (W. IV.S.244).

Zu den Fremden gehört trotz seiner militärischen Verdienste auch der aus französischem Stamm kommende viel liberaler denkende St. Arnaud. Zunächst bezieht sich dessen Liberalität auf die Frauen. Wegen einer schönen Frau mit "Vergangenheit", die allerdings auch im Besitz eines aus dieser "Vergangenheit" hervorgegangenen Gutes ist, hat er sich gegen den Ehrenkodex der Gardeoffiziere, nach dem er diese Frau nicht heiraten durfte, gestellt und den ersten Stabsoffizier im Duell getötet. Er ist auch dem "Jeu" ergeben, eine Neigung, die der korrekte von Rossow nicht schätzt, die er ihm aber verzeiht, weil er von ihm sagen kann: "Wenn wir unruhige Zeiten kriegen - und man kann nie wissen -, so wächst er sich viel-

leicht noch in was hinein", und er bezieht sich dabei auf die aggressive Natur St. Arnauds, mit der "schlecht Kirschenpflücken" ist (W. IV. S. 246).

Beide Offiziere treffen sich aber am Ende des Romans in der Ablehnung Gordons. In dem Brief an Cécile, nach dem Tod Gordons, schreibt St. Arnaud: "Empfiehl mich Rossow. Er hat sich in der ganzen Affäre brillant benommen und teilte nach seinen Verhandlungen mit Gordon ganz meine Meinung über diesen. . . . Er [Gordon] überschätzte sich, weil ihm das Weltfahren zu Kopfe gestiegen war, und missachtete die gesellschaftlichen Scheidungen, die wir diesseits des grossen Wassers, vorläufig wenigstens noch, haben" (W. IV. S. 283).

Für die beiden Militärs, liegt der Begriff der Ehre in der Geburt; der Dichter stellt ihnen den aus der preussischen Armee geschiedenen, aus schottischem Stamm gebürtigen Zivilingenieur von Leslie-Gordon gegenüber, der sich einem Leben der Tat gewidmet hatte. Als Gegenspieler St. Arnauds ist Gordons Charakter, trotz seiner Schwächen, positiv zu bewerten. Als Partner für Cécile ist er ebenso unschuldig-schuldig wie sie. Gordon steht jedoch nicht im Konflikt mit der Gesellschaft, sondern nur in dem mit seinem eigenen Herzen, der ihn auf kurze Zeit die Etiquette vergessen und sein Gefühl über

seinen Verstand walten lässt. Er ist von Natur aus ein gutmütiger und ehrenvoller Mensch, der der Anziehungskraft einer Cécile erliegt, die aber keinesfalls nur vom einseitig Sinnlichen ausgeht. Darauf weist der Ausruf nach dem ersten Schrecken über ihre Vergangenheit von der ihm seine Schwester berichtet hatte, hin: "Arme schöne Frau!" (W.IV.S.256). Auch sein Name, der des treuen, ehrenvollen Kommandanten der Festung Eger aus der Wallensteingeschichte, ist eine Anspielung auf seinen guten Charakter. Darum kann dem Urteil über Gordon in einer kürzlich erschienenen Dissertation über Cécile nicht zugestimmt werden, in der die folgenden Bemerkungen erscheinen: ". . . inasmuch as Gordon's attraction to the heroine appears to be almost strictly sensual, love is not a propellant force in the development of the plot" (S. 37), "Gordon betrays the trust that Cécile had placed in him" (S. 35), "Gordon . . . never gives the impression that his feelings for her extend beyond physical desire" (S. 57)¹³. Dagegen spricht sein letzter Brief an Cécile, in dem er seine Schuld bekennt und den Brief mit den Worten schliesst: "Immer der Ihre. Wieder ganz der Ihre" (W.IV.S.281). Gordon ist der "treue Hund" und nicht Cécile, und auch ihm gelten solche Worte, wie die Besitzerin eines kleinen Schosshündchens, die Pfalzgräfin von

und bei Rhein, auf dessen Grabmal setzen liess: "Jedes Geschöpf hat seine Bestimmung. Auch der Hund. Dieser Hund erfüllte die seine, denn er war treu bis in den Tod" (W.IV. S.163). Die Aufmerksamkeit soll auch noch auf einen anderen assoziativen Faktor gelenkt werden, den der Erzähler dem Oberst St. Arnaud in den Mund legt, und der sich auf eine andere Eigenschaft eines Hundes bezieht. Als Cécile den schönen Neufundländer Boncoeur lächelnd schilt, weil er sie einen Moment wegen eines vorbeirennenden Hasen verlassen hatte, und ihn "schlechter Hund" nennt, antwortet St. Arnaud: "Guter Hund, . . . Er zieht einfach deine Liebkosungen einer fruchtlosen Hasenjagd vor. Er ist ritterlich und verständig zugleich, was nicht immer zusammenfällt (W.IV.S.187). Die Anspielung auf Gordon kann nicht übersehen werden, denn er ist der Frau gegenüber im tiefsten Innern ein "ritterlicher" und treuer Mensch, aber "verständig" ist er nicht.

Fontane stellt den Zivilingenieur von Leslie-Gordon den beiden Repräsentanten des Militärs als den Vertreter einer neuen, friedlichen Welt gegenüber. In seinem Beruf, der ein Projekt des "internationalen Kabellegens" einschliesst, symbolisiert er den Geist des Fortschritts und der Völkerverständigung. Die "Ehre" wird jetzt nicht mehr auf dem Schlachtfel-

de allein errungen, sie hängt auch nicht mehr von einer langen Ahnenreihe ab, sondern nur von dem Geist und der Tat des Menschen, in der das "Ansehen" als "Äussere Ehre" mit dem Ethisch-Moralischen zusammenfällt.¹⁴ Mit Ironie und Humor erhellt der Dichter die Natur und den Charakter der beiden grundverschiedenen Antagonisten St. Arnaud und Gordon aus ihrem chiastisch dargestellten Lebenslauf. Er lässt den Oberst St. Arnaud, der sich einmal auf dem "Felde der Ehre" mit Auszeichnung bewährt hatte, zum untätigen "Jeu-Offizier" herabsinken, der über keine geistigen Reserven, die dem Aufbau eines neuen Lebens nach seiner Dienstquittierung hätten von Nutzen sein können, verfügt. "Blieb er in der Armee, so war alles gut oder könnte es wieder werden. . . . Er war ganz Soldat und ging darin auf. Nun hat er nichts zu tun und steht im Tattersall umher oder besucht den Klub, ja, fast lässt sich sagen, er lebe da. Vor Tisch liest er Zeitungen, nach Tisch spielt er Whist oder Billiard; das klingt sehr harmlos. Aber wie Sie vielleicht wissen werden, es geht um Summen, die für unsereins ein Vermögen bedeuten" sagt die Malerin Rosa Hexel über St. Arnaud zu Gordon (W. IV. S. 249). Der andere, einstmals preussische Offizier, von Leslie Gordon dagegen, der einmal den Dienst wegen Spielschulden quittiert hatte, folgt dem Geist der neuen Zeit und widmet sein Wissen und seine Talente

einem grossen internationalen technischen Unternehmen.

Der Dichter entwickelt den Charakter seiner Protagonisten in seiner bekannten Methode aus metaphorischen Anspielungen, assoziativen Faktoren, in Dialogen und Gesprächen. So erscheint St. Arnaud gleich am Anfang des Romans vor dem Leser als ein Mensch, "dessen beinahe stechender Blick durch einen kleinen Fehler am linken Auge noch gesteigert wurde", mit dem nach der Aussage Rossows, wie schon erwähnt, "schlecht Kir-schenpflücken" ist und "der ein tiefes Überzeugtsein von der Gleichgültigkeit des Einzelindividuum hat" (W.IV.S.246). Er ist zum Beispiel der Typus des Menschen, der den Kult des mittel-alterlichen Duells nicht ablehnt.¹⁵

Die Frage der "Ehre", um die es sich in den zwei Duellen des Oberst St. Arnaud handelt, steht auf schwachem Boden. Im ersten steht ein veralteter Ehrenkodex des Regiments in Frage, nach dem eine Heirat zwischen St. Arnaud und Cécile nicht stattfinden durfte, es sei denn, der Oberst hätte seinen Dienst quittiert. In diesem Fall steht St. Arnaud ein gewisses Recht zu, ein veraltetes Gesetz des Regiments abzulehnen, abgesehen davon, dass er das Duell sehr ernst nahm und seinen ersten Stabsoffizier wirklich treffen wollte.

Im Falle des Duells mit Gordon ist St. Arnaud völlig im

Unrecht. Er kannte seine kokette Frau, der er die Freundschaft mit Gordon selbst gestattet hatte. Daher gesteht ihm der Dichter, der "zwei Seiten" auch in St. Arnaud sieht, im letzten Moment auch eine Regung der Versöhnung zu, die aber von Gordon abgelehnt wird. St. Arnaud fügt in seinem letzten Brief an Cécile hinzu: "Sein Benehmen war ein Affront gegen Dich und mich, und er hätte mich besser kennen müssen" (W.IV.S.282). Mit der letzten Bemerkung St. Arnauds weist der Erzähler auf einen Charakterzug des Obersten hin, den er dem Leser schon vorher vermittelt hat und in dem dessen Ehrbegriff als eine von der Tapferkeit des Soldaten sehr abweichende negative Komponente seiner Natur dargestellt wird. Er gibt die folgende Beschreibung St. Arnauds nach dem Gespräch mit Cécile über den faux-pas Gordons:

Dabei schoss sein Auge heftige Blicke, denn er war an seiner empfindlichsten, wenn nicht an seiner einig empfindlichen Stelle getroffen, in seinem Stolz. Nicht das Liebesabenteuer als solches weckte seinen Groll gegen Gordon, sondern der Gedanke, dass die Furcht vor ihm, dem Mann der Determiniertheiten, nicht abschreckender gewirkt hatte. Gefürchtet zu sein, einzuschüchtern, die Superiorität, die der Mut gibt, in jedem Augenblicke fühlbar zu machen, das war recht eigentlich seine Passion. Und dieser Durchschnitts-Gordon, dieser verfllossene preussische Pionierleutnant, dieser Kabelmann und internationale Drahtzieher, der hatte geglaubt, über ihn weg sein Spiel spielen zu können. Dieser Anmassliche . . . " (W.IV.S.278).

Dem männlichen Stolz eines aggressiven St. Arnaud steht der schottische Trotz Gordons gegenüber, der sich beinahe freut, seine Beherrschung fallen lassen und dem Oberst seine schon immer gehegte Verachtung zeigen zu können. "Gemach, mein Herr Oberst, Sie halten nicht vor ihrer Front, und ich bin nicht Ihr jüngster Leutnant. Oder glauben Sie, dass ich devotest um Entschuldigung bitten und mich vor Ihnen klein machen soll, bloss weil Sie das Totschlagen als Geschäft betreiben. Sie täuschen sich. Ich habe auch eine feste Hand und den ersten Schuss dazu, wenn die Gesetze der Ehre noch dieselben sind. Die Ehre. Was sich nicht alles so nennt! Nun, sei's drum . . . (W.IV. S.279 f.) sagt er im inneren Monolog nach Erhalt der Aufforderung zum Duell durch St. Arnaud. Hinter den trotzigsten Worten Gordons steht aber seine Bereitschaft, die der Cécile zugefügte Beleidigung wieder gut zu machen oder, wenn nötig, seine Schuld mit dem Tode zu sühnen. Seiner "inneren Ehre" gibt er in dem gefühlsvollen Abschiedsbrief an sie Ausdruck.

Eine andere Person, in der sich die Ehre als Komponente der persönlichen Sphäre, als Wertbewusstsein des Menschen manifestiert, ist der bürgerliche Präzeptor von Altenbrak, Rodenstein. Dieser Zivilist hat ein ebenso starkes Bewusstsein vom eigenen Wert, wie der adlige Oberst St. Arnaud,

jedoch macht der Dichter eine feine Unterscheidung in der Art des Ausdrucks dieses Bewusstseins. Bei dem Präzeptor vermischt sich Stolz mit Resignation, also Hinnahme der Situation, bei dem Offizier geht der persönliche Stolz mit einer Ablehnung der Resignation zusammen. Rodenstein hatte seinen Dienst quittiert, weil er seinem "Ehrentag" ausweichen wollte, an dem ihm als Auszeichnung für langjährige Dienste ein "Bändchen" überreicht werden sollte: "Aber Auszeichnung und Auszeichnung ist ein Unterschied. Ein jeder freut sich seines Lohnes. Gewiss, gewiss. Aber wenn der Lohn kleiner ausfällt, als man ihn verdient hat oder wenigstens verdient zu haben glaubt, dann freut er nicht mehr, dann kränkt er. . . . Ich weiss wohl, dass man nie recht weiss, was man wert ist, aber ich weiss auch, dass es die Menschen in der Regel noch weniger wissen. Und handelt es sich gar um ein armes Dorfschulmeisterlein, nun, so geht alles nach Rubrik und Schablone, wonach ich mich nicht behandeln lassen wollte. Von niemanden, auch nicht von wohlwollenden Vorgesetzten" (W. IV.S.206 f).¹⁶ Zu diesen Worten Rodensteins sagt der Oberst: "Bravo" . . . und reichte dem Alten beide Hände. "Sich ein Genüge tun, ist die beste Dekoration. Im letzten ist man immer nur auf sich und sein eigenes Bewusstsein angewiesen, und was andere verschümen, müssen wir für uns selber tun.

In einer Zusammenfassung von Cécile kann wiederholt werden, dass der Dichter mit dem Satz "Wer einmal drin sitzt, . . . kommt nicht wieder heraus" auf eine nicht völlig erklärbare Kausalität im Leben des Menschen hinweist - unter der er manchmal das Fatum versteht - wonach ein Abweichen von der gesellschaftlichen Ordnung, ihren Konventionen, sich rächen wird. Zur Ordnung gehört die Ehre der Frau, ihre Tugend. Paradoxiertweise wird diese Ehre in Cécile mit einem archaischen Ritual der Offiziere ausgefochten, in dem die Moral eines Fürsten mit den Ehrengesetzen des Offizierskorps nicht im Einklang steht.

Cécile hat sich vom religiösen Dogma, das ebenfalls die Tugend der Frau verlangt, schon in früher Jugend abgewendet. Es erscheint bei ihr nur noch als eine auf der Oberfläche existierende, gefühlsmässige Gewohnheit, ähnlich wie bei der Frau Hradschek in Unterm Birnbaum. Cécile besitzt keine wirkliche Religiosität, die ja schon einen Selbstmord ausschliessen würde. Andererseits wird aber das religiöse Element vom Dichter aus pädagogischen Gründen und als Mahnung an alle, die die Sitte verletzen, eingesetzt. Gerade weil Fontane Cécile nicht als religiöse Person hinstellt, benutzt er die künstlerische Finesse, den vollen Inhalt des Abschiedsbriefes der Cécile nicht bekanntzugeben. Er lässt damit die Frage offen, ob Cécile "die Welt

der Eitelkeiten" in der Hoffnung auf göttliche Gnade im Jenseits verlässt, oder ob sie sich aus Müdigkeit und Resignation in die Macht des Schicksals fügt. Er lässt immer zwei Möglichkeiten offen, und die Frage der Ehre einer zwielichtigen Cécile soll durch den Leser entschieden werden.

Als Zeitkritiker führt Fontane die Verbindungslinie von Vor dem Sturm und Schach von Wuthenow in den Gestalten der männlichen Protagonisten weiter. Schon in Schach von Wuthenow wird der grosse Abstand von der friederizianischen Zeit durch die Existenz der "Frondeure" aufgewiesen. Diese Uneinigkeit in politischen Meinungen, die mit dem Verblässen des Bildes des Königs zusammengeht, wird in Cécile durch die Offiziere fortgesetzt. Dazu kommt, dass sich nach einem gewonnenen Krieg und der darauf folgenden Nichtbetätigung der Offiziere bei einzelnen ein stark abgesunkener Ehrbegriff manifestiert, wie zum Beispiel bei St. Arnaud. Obgleich ihm ein sehr korrekter von Rossow gegenübergestellt wird, so zeigt sich in beiden ein archaischer, auf aristokratische Geburt fussender Dünkel, der einem neuen Geist entgegenwirkt. Der Dichter sieht auch eine Gefahr des Militarismus, dessen Kommen er in den Gesprächen der Offiziere andeutet. Leslie Gordon, der Zivilingenieur, vertritt die neue Zeit und die neue Humanität. Sein Tod ist daher symbolisch zu

verstehen, denn noch einmal muss sich das Neue vor dem Alten beugen.

Anmerkungen

1. Brief an Paul Schlenther vom 2. Juni 1887. Theodor Fontane, Schriften zur Literatur. Hrsg. Hans-Heinrich Reuter (Berlin: Aufbau, 1960). Aus dem Brief geht hervor, dass der Roman zuerst nicht auf positive Kritik traf. Seine Frau betonte eine "starke Langweiligkeit". Theodor Fontane, Briefe an Georg Friedländer, Hrsg. Kurt Schreinert (Heidelberg: Quelle & Meyer, 1954), Brief v. 9.4.1886.
2. Fontane schreibt in dem obigen Brief an Schlenther u.a.:
" . . . Cécile ist doch wohl mehr als eine Alltagsgeschichte, die liebevoll und mit einem gewissen Aufwand an Kunst erzählt ist. Wenigstens will die Geschichte noch etwas mehr sein. Sie setzt sich erstens vor, einen Charakter zu zeichnen, der, soweit meine Novellenkenntnis reicht (freilich nicht sehr weit), noch nicht gezeichnet ist, und will zweitens den Satz illustrieren: 'Wer mal drin sitzt, gleichviel mit oder ohne Schuld, kommt nicht wieder heraus.'"
3. Fontane bezieht sich auf die 33 Jahre jüngere Gattin des Hofpredigers David Friedrich Strauss, die er auf der Fahrt nach Thale im Harz im Eisenbahncoupe kennengelernt hatte. Märkische Romanze, Hrsg. Hans-Heinrich Reuter (Berlin: Verlag der Nation, 1962), S.643.
4. Peter Uwe Hohendahl, "Theodor Fontane: Cécile. Zum Problem der Mehrdeutigkeit, Germanisch-romanische Monatsschrift (GRM) NF. 18 (1968), 381.
5. Hans-Heinrich Reuter, Fontane (München: Nymphenburger, 1968), II, 650 f.
6. Brief an seine Frau v. 6. Mai 1870. Theodor Fontane. Gesammelte Werke. Jubiläumsausgabe, Autobiographische Werke. Briefe. Bd 4. (Berlin: S. Fischer, 1920). Siehe auch die Ausführungen in H.H.Reuter, Fontane II, S. 653, in denen er darauf hinweist, dass Fontane den "bestimmten vorläufigen Ergebnissen der Frauenemanzipation kritisch, ja, skeptisch gegenüberstand."

7. Brief an seinen Sohn Theo vom 8.9.1887. Theodor Fontane Von Dreissig bis Achtzig. Hrsg. Hans-Heinrich Reuter (Leipzig: Sammlung Dieterich, Band 248, 1959).
8. Brief an Friedrich Stephany v. 18.6.1884. Theodor Fontane. Briefe. Hrsg. Dr. Christfried Coler (Berlin: Das Neue Berlin, 1963), II. Brief an seine Frau v. 4.8. 1885. Theodor Fontane. Briefe an den Vater, die Mutter und die Frau. II. Hrsg. Kurt Schreinert (Berlin: Propyläen, 1968). Vgl. auch die Ausführungen Hans-Heinrich Reuters über Frau von Birch in Allerlei Glück. Hans Heinrich Reuter. Fontane. II. S.657. Cécile ähnelt keiner dieser Personen.
9. Reuter II, S. 679 f.
10. Gerhard Friedrich, "Die Schuldfrage in Fontanes Cécile", Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 14, 1970.
11. Reuter II, S. 679.
12. Reuter II, S.560.
13. Charles Nelson Hayes, "Symbol and Correlative in Theodor Fontane's Fiction." Diss. Brown University, 1967.
14. Vgl. Brief an die Tochter Mete v. 18.4.1884. Theodor Fontane. Briefe an den Vater, die Mutter und die Frau. II. Hrsg. Kurt Schreinert (Berlin: Propyläen, 1968).
15. Der Stoff für das Duell St. Arnauds mit dem ersten Stabs-offizier wegen der Heirat mit Cécile war eine Erzählung des Grafen Eulenburg über das Duell seines Sohnes mit dessen Regimentskommandeur gewesen. Der junge Gardeleutnant hatte sich mit seinem Regimentskommandeur duelliert, weil ihm dieser die Ehe mit einer Frau von "Vergangenheit" verweigert hatte. Das Duell ging aber gut aus, und der junge Graf Eulenburg heiratete die Frau. Fontane soll sich die möglichen Folgen eines Duells mit tödlichem Ausgang mit grosser Besorgnis vorgestellt haben. Hans-Heinrich Reuter Hrsg., Märkische Romanze (Berlin:Verlag der Nation, 1962),S.64

16. Die Worte des Präzeptors tragen autobiographische Züge des Dichters. Vgl. hierzu den Brief an Mathilde von Rohrs v. 1.7.1876, den Fontane nach seiner Demission von der Kgl. Akademie der Künste schrieb. Theodor Fontane. Gesammelte Werke. Jubiläumsausgabe. Autobiographische Werke. Briefe.IV(Berlin: S. Fischer,1920).

Stine

In Stine (1890) - wie auch in dem in dieser Arbeit nicht besprochenen Roman Irrungen Wirrungen (1888) - bleibt Fontane nicht innerhalb des ersten Standes; in einer Erzählung über die geheim gehaltene Vermischung des ersten und des dritten Standes weist er auf die Brüchigkeit und Heuchelei des bestehenden gesellschaftlichen Systems hin und zeigt sich als scharfer Kritiker der geistigen und sittlichen Dekadenz einiger Mitglieder des Adels. Gleichzeitig stellt Fontane - gewollt oder ungewollt - den Ehrbegriff einiger Vertreter des preussischen Adels dem des österreichisch-ungarischen in Graf Petöfy gegenüber, wobei der erstere in nicht sehr gutem Lichte dasteht.

Wenn auch normalerweise bei einer Vermischung der Stände der Begriff der Ehre in unterschiedlichen Schattierungen, also je nach dem Hintergrund der Protagonisten erscheinen müsste, so relativiert Fontane hier wie in seinen früheren Romanen den Ehrbegriff in seiner Dialektik dahingehend, dass die "innere Ehre" nicht unbedingt und nicht ausschliesslich ein Attribut des ersten Standes sein muss und ein niedriges ethisch-moralisches Niveau nicht notwendigerweise beim untersten Stande angetroffen wird.

In Stine wie auch in Irrungen Wirungen behandelt der Dichter Einzelfälle, und seine Gestalten können nicht durchweg als Typen angesehen werden. Dies bezieht sich im besonderen auf die Figur des Grafen Haldern. Der Romancier Fontane richtet seine Kritik hier gegen den dekadenten Aussenseiter eines Standes, der sich von dessen Standard absetzt. Als Kontrast stellt er ihm seinen moralisch hochgesinnten aber physisch schwachen Neffen Waldemar gegenüber.¹

Formal folgt der Dichter seinem literarischen Prinzip, den Realismus nicht mit der "Hässlichkeit zu vermählen"², und er wählt dabei als den besten Weg den des Humors. So wird die heimliche Vereinigung des Adels und der Kleinbürger in der Anonymität der Grossstadt zu einer Satire auf die Zauberflöte, in der die derb-komische Witwe Pittelkow doppelsinnig als "Königin der Nacht" erscheint.

Das kann aber nicht über den tiefen Pessimismus, der den Roman durchzieht, hinwegtäuschen, denn in ihm zeigt der Dichter, dass eine gerade Linie von einer veralteten gesellschaftlichen Struktur und nicht mehr gültigen Wertgesetzen zur Unmoral, Heuchelei und dem Verlust der "inneren Ehre" führt. Er demonstriert dies ebenfalls an der Figur des Grafen Haldern.

Das am Ende des Romans von dem als "Personenchor" auftre-

tenden Ehepaar Polzin etwas höhnisch ausgesprochene Motto: Das kommt davon" entspricht jedoch auch dem Ordnungssinn und der realistischen Einstellung des Dichters und des Menschen Fontane, der sich den bestehenden Gesetzen und Sitten trotz scharfer Kritik an ihnen unterwarf. Eine offizielle Vermischung des ersten Standes in Preussen mit dem Bürger oder den unteren Ständen wurde von Fontane nicht befürwortet, und eine Geldheirat unter den Ständen behandelte er nur mit Ironie (Frau Jenny Treibel). Wie er in zwei in diesem Kapitel erwähnten Berliner Romanen zeigt, muss eine ernsthafte Liebesverbindung zwischen dem preussischen Adel und dem Kleinbürger entweder zur Resignation (Irrungen Wirungen) oder zum vollkommenen Scheitern führen, wie in Stine. Die romantische Einstellung in Fontanes Vor dem Sturm, von der schon gesprochen wurde, soll hierbei ausser acht gelassen werden.

Für Fontane besteht aber nicht nur eine Kluft zwischen Adel und Bürgerlichen, er unterscheidet auch zwischen Landadel und Stadtadel; es ist der letztere, der einem vornehmen Ehrbegriff zuwider handelt. Seine Zeitkritik wendet sich daher dem Grossstadtleben an sich, wie auch den Ständen zu.³

Der Titel des Romans ist etwas irreführend, denn nicht Stine ist die Romanheldin, sondern die Witwe Pauline Pittelkow

ist die Hauptgestalt. Sie hat ein Verhältnis mit dem alten, unverheirateten Grafen von Haldern, der ihr Haus unter anderem als Treffpunkt und billiges Kabarett für seine Freunde benutzt. Ihre Schwester, die tugendhafte, arbeitsame Näherin Stine, lernt bei einem Besuch des Grafen mit seinen Freunden dessen Neffen Waldemar kennen, und zwischen ihr und Waldemar spinnt sich ein warmes aber platonisches Verhältnis an. Waldemar steht seiner Familie wegen seiner fortschrittlichen, allen Rangunterschieden abholden Gedanken fern. Nur eine kurze Zeit wurde er, so erzählt er der Stine, in seinem Elternhaus als Held gefeiert, nämlich als er als schwer verwundeter Fähnrich aus dem Kriege heimkehrte und prinzliche Telegramme bekam, die sich nach seinem Befinden erkundigten. Die auf dem Schlachtfelde errungene Ehre wurde aber schnell vergessen, da Waldemar, der kränklich blieb, den aktiven Dienst aufgeben musste. Das schlechte Verhältnis zu seiner Stiefmutter trägt zu seiner Unzufriedenheit bei. Angeregt durch die Liebe zu Stine meint er, dass sich jetzt die Tore eines neuen Lebens für ihn öffnen; er will sie heiraten und mit ihr nach Amerika auswandern. Als er seinen Onkel, den Grafen Haldern, um eine Vermittlung bei seinen Eltern ersucht, ist dieser empört über die Idee seines Neffen und macht seine Mätresse Pauline für

die ganze Situation verantwortlich. Diese weist jedoch alle Anklagen des Grafen in der ihr eigenen unverblühten Art zurück. Ihre Schwester Stine lehnt eine Verbindung mit Waldemar aus Vernunftsgründen ab, obgleich sie ihn von ganzem Herzen liebt. Darauf scheidet Waldemar freiwillig aus dem Leben, und die ebenfalls kränkliche Stine zieht sich bei seinem Begräbnis, dem sie heimlich beiwohnt, eine tödliche Krankheit zu.

Obgleich der Erzähler hier und da zwischen den Zeilen hervorschaut, nimmt er auch hier keinen festen Standpunkt ein; er lässt den Leser urteilen. Seine Figuren entwickelt er - wie so oft - aus dem Dialog oder dem Monolog und lässt auch die Schuldfrage des Einzelnen offen. Der Mensch hat die Freiheit der Entscheidung, er ist aber gleichzeitig ein Produkt der gesellschaftlichen und staatlichen Struktur, die ihm Grenzen setzt. In der Frage der Ehre, ist es der starke, moralisch hochstehende Mensch, der sich ungeachtet des um sich greifenden sittlichen Verfalls bewährt, jedoch werden die menschlichen Schwächen derjenigen, die den Ehrgesetzen ausweichen, stark relativiert und von dem immer toleranten Dichter mit Verstehen und Verzeihen behandelt, denn die Dinge haben immer "zwei Seiten".

Soweit der Begriff der Ehre in Frage kommt, weist der Dichter an den zwei in dem Roman auftretenden Hauptgestaltenpaaren auf, wie sich in einer auf Heuchelei aufgebauten und der früheren festen Bezüge entbehrenden Gesellschaft auch ein Niedergang des Ehrbegriffs ergeben muss, und wie die Konflikte, in die die Protagonisten kommen, im direkten Verhältnis zu diesem stehen.⁴

Im Falle des Grafen Haldern und der Pauline Pittelkow erscheinen auf der Oberfläche keine Konflikte; sie sind die Realisten, die darum mit der gesellschaftlichen Konvention nicht kollidieren, weil sie ihre persönlichen Beziehungen geheim halten und die Schranken der Rangunterschiede vor den Augen der Welt nicht durchbrechen. Die Gesellschaft des Grafen Haldern weiss von seinem Verhältnis nichts, und die der Witwe Pittelkow ist mit Ausnahme derjenigen, "die noch ihren Katechismus haben und die Zehn Gebote halten" , (W.III.S.264) eine tolerante. Diese Anschauung findet ihren Ausdruck in einem Gespräch Stines mit Waldemar über ihre Schwester Pauline:

Waldemar: " . . . einen je besseren Verstand Ihre Schwester hat, und je mehr sie zugibt, so wie sie lebt, das Urteil und Gerede der Leute herauszufordern, desto mehr muss sie doch leiden unter der Missachtung, die sie trifft."

Stine: " Es wäre vielleicht so, . . .wenn alle Menschen in einerlei Weise dächten. Aber das

ist nicht der Fall. Die, die sie verurteilen, . . . das sind immer nur einzelne; die meisten plappern ihre Lehren und Vorwürfe nur so herunter und meinen es nicht bö's und denken in ihrem Herzen ganz anders dardber."

W.: "Wie das?"

St.: "Ja, das ist schwer zu sagen; aber es ist so und kann kaum anders sein. Denn die, die Not leiden, wollen vor allem aus ihrer Not und ihrem Elend heraus und sinnen und simulieren bloss, wie das zu machen sei. Brav sein und sich rechtschaffen halten, das ist alles sehr gut und schön, aber doch eigentlich nur was Feines für die Vornehmen und Reichen, und wer arm ist und das Feine mitmachen will, über der ziehen sie bloss her(und die gestern noch die Strengsten waren, am meisten) und reden und spotten, dass man was Apartes sein wolle. 'Die denkt wohl, sie sei es.' Ach, wie oft hab ich das hören müssen."

W.: "Welche Verworrenheit der Begriffe" (W.II S. 264 f).

An einer anderen Stelle jedoch weicht die Ansicht der Stine über die Tugend ihrer Schwester, also die Ehre der Frau, von der ihrer Schwester sehr stark ab. In einer Unterhaltung mit ihrer Schwester über die moralische Wertlosigkeit der Männer, mit denen sie sich abgibt, sagt Pauline am Ende zu ihrer Schwester:

" . . . sie taugen alle nichts un is auch recht gut so; wenigstens für unsereins (mit dir is es was anders) und für alle, die so tief drin sitzen un nich aus und ein wissen. Denn wovon soll man denn am Ende leben?", und Stine antwortet kurz: "Von

Arbeit" (W.III.S.241).

Dagegen wird das Verhalten des Gestaltenpaares Pauline Pittelkow und Graf Haldern zueinander von einem ausserordentlich grossen Mangel an menschlicher Würde gekennzeichnet. Der Dichter beschreibt die tiefe Verachtung, die die beiden Menschen voreinander und vor dem Stande des andern haben mit einer humoristisch-satirischen Verschränkung. Der alte Graf stellt seine Freunde und Verwandten der Pittelkow Gesellschaft mit übertriebener, ironischer Höflichkeit vor: "Darf ich die Herrschaften miteinander bekannt machen?" (W.III.S.248), während Pauline Pittelkow zu ihrem Kreis von ihm nur als von dem "Ollen" spricht, oder ihn als "er" bezeichnet.

Die Ehrlosigkeit der Pittelkow liegt daher nicht darin, dass sie ein illegitimes, von den Behörden nicht dokumentiertes Verhältnis unterhält. Nach der Aussage ihrer Schwester: "Die muss halten, wozu sie sich verpflichtet" (W.III.S.265) hält sie ja ihren ungeschriebenen ehrlichen Kontrakt ein. Ihre Immoralität liegt darin, dass sie vor sich selbst nicht bestehen kann. Sie verachtet den Grafen und seine ganze Klasse, es fehlt ihr aber an moralischer Stärke und nach ihrer Aussage auch an den Mitteln, auf seine Unterstützung zu verzichten. Das vollkommene Absinken des Ethisch-Moralischen liegt also letzten Endes -

und das ist ohne Frage die Ansicht des Dichters - in der Lebenshaltung des Einzelnen. So erscheint die Witwe Pittelkow in gewissem Sinne zwar schuldlos, aber doch auch ehrlos. Eine beabsichtigte Relativierung der Ehre würde hier auf etwas schwachen Füßen stehen.

Gerade wegen dieser Ambivalenz und wegen der verloren gegangenen Einheit der Romanhandlung, da die anfangs als Titelheldin gedachte Stine im Schatten ihrer Schwester Pauline verschwindet, erscheint die Figur der Witwe Pittelkow als konstruiert. Der Leser bekommt das Gefühl, dass der Dichter sie eigens dazu geschaffen hat, seine Gedanken über den moralischen Niedergang im Staat und besonders beim Adel zu äussern.⁵ Dies macht sich besonders in dem grossen Dialog zwischen der Pittelkow und dem Grafen Haldern über die soldatische Ehre im Kriege bemerkbar. Der Graf spricht von der Tapferkeit seines jungen Neffen, der sich als Fähnrich das Eiserne Kreuz verdient hat: "Aber ein Haldern war er. Und weil er einer war, war er der erste von der Schwadron, der an den Feind kam, und vor dem Karree, das sie sprengen sollten, ist er zusammengesunken, zwei Kugeln und ein Bajonettstich und das Pferd über ihn (W.III. S.295). Pauline versteht es aber, zurückzuschlagen und ihm etwas über die Gleichheit der Menschen auf dem Felde der Ehre zu

sagen:

"Alle Wetter, ich bin auch fürs Vaterland und für Wilhelm; und wer seine Knochen zu Markte getragen hat, vor dem hab ich Respekt un brauche mir nich erst sagen zu lassen, dass ich Respekt vor ihm haben soll. Un denn, Graf, man nich immer jleich mit die Halderns. Ich habe welche gekannt, die waren auch erst neunzehn und keine Halderns und sassen nich zu Pferde, nein, immer bloss auf Gebrüder Benekens, un mussten auch immer vorwärts. Un zuletzt, als es bergan ging un sie nicht mehr konnten, da hielten sie sich an die Kusseln, weil sie sonst rücklings runtergefallen wären, un immer die verdammten Dinger dazwischen, die so quietschen und sich anhören wie 'ne Kaffeemühle. Ne, ne, Graf, die Halderns haben es nicht alleine gemacht un der junge Graf auch nicht. Aber er hat seine Schuldigkeit getan un seine Gesundheit drangegeben, und da werd ich ihm doch nichts anreden . . . " (W.III.S.295).

Die im Berliner Jargon von der proletarischen Pauline ausgesprochenen Gedanken über die soldatische Ehre auch des einfachen Menschen hat Fontane schon viel früher auf andere Weise ausgedrückt. Man erinnere sich an Schulze Kniehase in Vor dem Sturm, der nicht nur ein, sondern zwei Eiserne Kreuze erworben hatte. Fontane nennt die Pittelkow seine "gelungenste Gestalt". Sie war auch sein bestes Sprachrohr.⁶

Der alte Graf Halderne und sein Neffe haben den gleichen ihrer Familie innewohnenden Eigensinn, aber einen sehr unterschiedlichen und nicht durch den Generationsabstand bedingten Begriff der Ehre. An diesen beiden der gleichen Familie entstammenden Aristokraten weist der Dichter auf die Unsinnigkeit der Au

nahmestellung des Geburtsadels und auf den allein gültigen Adel der Seele hin. Der alte Graf Haldern sieht nach dem Geständnis Waldemars über seine Liebe zu Stine eine grössere Kluft zwischen ihm selbst und Waldemar als zwischen ihm und der Familie der armen Näherin. Für den alten Grafen besteht der Begriff der Ehre nur im Standesdünkel; er denkt nicht daran, seinem Neffen in der Liebesangelegenheit durch Fürsprache bei dessen Vater zu helfen. Da sein bisher konfliktloses und bequemes Doppelleben durch die Absichten Waldemars gestört wird, muss er mit der Möglichkeit eines Familienskandals rechnen, wobei sein Bild als untadeliger Ehrenmann einen Flecken bekommen könnte; er sieht sich daher in einem Dilemma: "Er war Grund und Ursach all dieser Wirrnisse, . . . Dieser faux pas seinerseits musste früher oder später zur Kenntnis seines Älteren Bruders, des Majoratsherrn auf Gross- und Klein-Haldern, kommen, und wenn er sich dann verklagt sah, gleichviel laut oder leise, wie wollt er da bestehen? Und wenn vor ihm, dem Bruder, wie vor ihr, der Frau Schwägerin? Sie war die stolzeste Frau weit und breit, eine von Petersburger Erinnerungen getragene kurländische Dame, vor der selbst die Halderns nur mit Mühe bestehen konnten, und der eine Schwiegertochter im Stile von Stine Rehbein einfach Tod und Schande bedeutete" (W.III.S.292).

Da aber Fontane seinen Protagonisten niemals ganz schwarz oder ganz weiss zeichnet, so billigt er auch dem alten Grafen Haldern in der Frage der Rangunterschiede fortschrittliche Ideen zu, jedoch stimmt er diesen nur immer im Falle der anderen Familien zu, niemals der eigenen, und sie zeigen sich besonders dort, wo es sich um die Auffrischung des alten Blutes handelt, dem die Vermischung mit neuem, besonders dem Blut einer von ihm verehrten Schauspielerin, eine Nachfolge tüchtiger und kräftiger Menschen verspricht.

Der Dichter greift zu dem bei ihm bekannten Kunstgriff des Monologs, in dem sich, hinter einer Selbstanklage seines Protagonisten oder dessen sich gestellte Frage nach der richtigen Entscheidung in einem Konflikt, seine Kritik verbirgt. Seine Helden tun gewöhnlich das Gegenteil von dem was von dem Einzelnen als Ehrenmann erwartet, oder von dem, was von der Situation gefordert werden könnte. Man denke an den Monolog Berndts von Vitzewitz nach dem gescheiterten Coup auf Frankfurt a.O. und an Schach von Wuthenow in seiner Ahnengalerie. Der Erzähler distanziert sich und lässt den Grafen von Haldern sein eigenes Porträt zeichnen:

"So also sieht ein Ehrenmann aus, ein Witwenretter und Waisenvater . . . Habe die Ehre." . . . "Immer das alte Lied. Sowie man in der Patsche sitzt, spielt man

sich auf den Unschuldigen hin aus, schimpft über die Komplizen, die meist viel weniger Schuld haben als man selbst, und lässt andere die Dummheiten entgelten, die man höchst eigenhändig gemacht hat. Und in meinem Falle nennt sich diese schände Weisswascherei noch aristokratische Gesinnung und erhebt sich über die Pittelkows, die sich wenigstens nicht mit 'Noblesse oblige' durch die Welt zieren. Jammervoll. Wohin man sieht, hat man sich zu schämen. Und doch muss etwas geschehen, und wenn meine Schuld noch zehnmal grösser wäre" (W.III.S.292 f.).

Jedoch erscheint auch die Gestalt des Grafen Haldern als zu konstruiert und seine Ambivalenz als zu gross. Im Hause der Pauline wird er zur Karikatur; er erscheint - zwar unter dem Einfluss des Alkohols - als ein vertrottelter alter Clown, der sich von der zweitklassigen Schauspielerin Wanda das Lied aus dem "Alten Feldherrn" vorsingen lässt:

"Ist mir nichts, ist mir gar nichts geblieben,
Als die Ehr' und dies alternde Haupt" (W.III.S.259)

und sich dabei von der Pittelkow mit dem Zeigefinger den Takt auf seine kahle Kopfstelle schlagen lässt. Zwar ist das Bild Halderns hier nur als Spiegelung in den Augen der proletarischen Pauline, der es immer an Taktgefühl und Menschenkenntnis ermangelte, gesehen. Jedoch bleibt die Absicht des Erzählers nicht ganz verborgen, ihn in dieser Atmosphäre wegen seines Mangels an Würde als Karikatur eines Aristokraten zu zeigen. Der Dichter billigt der robusten Pauline auch keine gute Kenntnis des feinnervigen Charakters ihrer Schwester zu. Nach einer

Aussprache mit Graf Haldern über die Liebesaffäre ihrer Schwester mit seinem Neffen, findet sie die Möglichkeit einer Lösung dieses Verhältnisses in einem längeren Landaufenthalt der Stine bei einem Verwandten ihrer Freundin Wanda, einem Schlichtermeister, und er lässt sie die folgenden - allerdings nicht sehr glaubhaften - Worte aussprechen: "Un wenn jrade geschlachtet wird, kann Stine ja zusehn und hat ein bisschen Zerstreung" (W.III.S.297). Der Dichter gibt an solchen Stellen dem satirischen Element einen zu grossen Raum, und ebenso übertreibt er die Zeichnung der Doppelnatur des alten Grafen Haldern - des Menschen vor und hinter den Kulissen. Er lässt den Grafen zum Beispiel so geschmacklos werden, in die Wohnung der Pauline unter anderm achtzehn Bände "Oeuvres posthumes de Frédéric le Grand" und andere Prachtbände zu schaffen, "auf dass," wie er sich in seiner spöttisch huldigenden Weise auszudrücken beliebte, "die Welt erfahre, wer Pauline Pittelkow eigentlich sei" (W.III.S.247). An solchen Stellen weist der Roman einen Bruch auf, der die ihm innewohnende Tragik zu sehr überschattet.

Stine und Waldemar, die Idealisten und wahren Aristokraten, die hier als das zweite Gestaltenpaar erwähnt werden; waren ursprünglich als Träger der Haupthandlung gedacht, sie

sind, wie schon vorher angegeben, durch das Übergewicht der starken Persönlichkeit der Witwe Pittelkow zurückgedrängt worden. 7

Es ist für Waldemar nicht schwer, die Schranken der Konvention, die er sowieso nicht anerkennt, zu durchbrechen, da er glaubt, in Stine das grosse Glück und die grosse Liebe gefunden zu haben, nach der er sich sehnt. Zeitlich trennt ihn nur eine Generation von seinem Onkel, die aber zu einer Ewigkeit wird, denn gerade zu seiner Zeit zeigt sich der sittliche Verfall seines Standes im grellsten Licht und lässt ihn an dessen Vorrangstellung zweifeln. Er wendet sich einem neuen Humanismus zu, der die immanente Gleichheit aller Menschen anerkennt, und eine Geburtsarroganz, wie die seiner Stiefmutter, ablehnt. Die Hoffnungslosigkeit für ihn als Kränklichem in einem Militärstaat passende Arbeit zu finden, ist ein weiterer Faktor, der sein Gemüt bedrückt, der aber in der Freundschaft mit Stine sein Gegengewicht erhält. Es ist die Vergeistigung Waldemars, die ihn in einer Welt der zusammenbrechenden Traditionen zum Untergang bestimmen.

Waldemar hat als junger Fähnrich nicht nur seine Gesundheit, sondern auch seine Ideale verloren. Als junger Mensch hat er noch nach dem Motto: "Mit Gott für König und Vaterland"

als tapferer Krieger gekämpft, aber die Bedeutungslosigkeit der militärischen Auszeichnungen, des Eisernen Kreuzes, zum Beispiel, tritt nach dem Kriege sehr schnell zutage. Er sah, dass die Verleihung mancher Ehrenbezeugungen nicht nur von Tapferkeit, sondern auch von der gesellschaftlichen Stellung des Menschen abhing, und er wurde sich auch der Flüchtigkeit des Ruhmes überhaupt bewusst. Als er die prinzlichen Telegramme nicht mehr erhielt, war auch sein Ruhm vergessen. Waldemars Konflikt liegt darin, dass er nicht nur die Hohlheit erstarrter Traditionen, sondern auch die Wandlung der Zeit erkennt, dass er aber nicht die physische Kraft hat, ein neues Leben in einem andern Lande allein anzufangen, und dass er bei dem Versuch, die noch bestehenden gesellschaftlichen Grenzen zu überspringen, auf Schwierigkeiten nicht nur bei seiner Familie, sondern auch bei der Partnerin, die er sich für sein Leben ausgesucht hat, stößt.

Waldemar von Haldern ist jedoch ebenfalls nicht typisch für seinen Stand in der damaligen Zeit, sondern ein vom Dichter ausgesuchter Einzelfall. Als Idealist und Aristokrat nicht nur des Standes sondern auch der Gesinnung, ist er der Gegenspieler zu Botho von Rienäcker, in Irrungen Wirrungen, welcher letzterer die Welt als Realist sieht. Gerade weil Walde-

mar keine Kompromisse macht, weder in der Frage der Ehre seiner Partnerin, noch in der Aufgabe seiner Freundschaft zu ihr, muss er scheitern, während Botho nur resigniert. Waldemar gilt als Beispiel des Versuchs einer Standesvermischung, die nach der Ansicht des Dichters zu der Zeit auf legitimen Wege **noch immer** Schwierigkeiten begegnete. Er wird vom Dichter nicht nur als einer der Träger des Handlungsverlaufs hingestellt, sondern seine von tiefem Pessimismus und von Resignation gekennzeichnete Gestalt wird auch zum Symbol des Aussterbens des ersten Standes in seiner damaligen Form. Er stirbt als ehrenvoller passiver Held.

Auch Stine ist ein Einzelfall. Sie ist die vom Dichter sehr idealisierte, tugendhafte, ehrbare Frau, die trotz ihrer Angehörigkeit zum dritten Stande Tugend und Adel der Seele besitzt. Ihre physische Schwäche wiegt sie mit ethisch-moralischer Stärke auf. Der Dichter begründet ihre vielleicht nicht glaubhafte Festigkeit damit, dass sie ihrer Mutter auf dem Sterbebette versprochen hatte, sich gut zu halten. Stine bleibt ein tugendhaftes Mädchen, aber sie muss scheitern, weil sie ihr Herz verliert. Die Entsagung, die eine liebende Stine sich auferlegt, muss vom psychologischen Standpunkt aus angezweifelt werden. Das Eintreten der Vernunft ist im Falle der viel gesünderen und realistischer denkenden Lene Nimptsch in Irrungen Wirrungen

glaubwürdiger gestaltet. Auf jeden Fall wird die Entsagung in beiden Fällen zu einer Notwendigkeit, wenn auch aus verschiedenen Gründen, von der der Dichter angesichts der gesellschaftlichen Rangunterschiede der damaligen Zeit überzeugt war.

Mit den beiden Gestaltenpaaren und ihrer jeweiligen "Wahlverwandtschaft" beweist der Dichter, dass die Ehre des Menschen nicht vom Stande abhängig ist. Graf Halder und Pauline sind von Natur aus genau so füreinander geschaffen, wie Waldemar und Stine. Die Konflikte entstehen nur bei dem Versuch, die gesellschaftlichen Schranken zu durchbrechen.

Einer der Nebenfiguren des Romans, dem von Pauline Pittelkow als "Dummbart" bezeichneten, etwas kunstverständigen und theaterfreudigen Baron Papageno wird im Handlungsverlauf eine besondere Rolle zuerteilt. Er wird zum Kommentator und verhüllten Zeitkritiker. Die Beibehaltung des ihm für die Zusammenkünfte bei der Witwe Pittelkow gegebenen Decknamens "Papageno", auch in seinem privaten Bereich, lässt die Annahme zu, dass sich hinter ihm der die Szene beleuchtende Dichter selbst versteckt. Darauf weisen auch verschiedene andere Momente hin.⁸

Die erste Funktion Papagenos ist die eines Kommentators zu den "Vorstellungen" im Hause Paulines. Die "Kartoffelkomödie" über Judith und Holofernes" - vom Dichter wohl als Satire auf

die Nachahmung des klassischen Dramas gedacht - enthält gleichzeitig eine Vorausdeutung auf die Handlung des Romans. Beim Anblick des abgeschlagenen "Kartoffelkopfes" des Holofernes sagt Papageno mit Humor und Philosophie: "Wahrhaftig, bloss eine Kartoffel. Kein Holofernes. Und doch war es mir, als ob er lebe. Was eigentlich auch nicht wundernehmen kann. Denn früher oder später ist eine derartige Dekapitation unser aller Los. Irgend eine Judith, die wir 'zubegehren' - beiläufig eine herrliche Wortbildung, - entscheidet über uns und tötet uns so oder so" (W.III.S.256 f)⁹

Eine zweite Funktion des Papageno ist die eines in der Übergangszeit lebenden Kritikers. Während die Wohnung des Grafen Halderm in der Behrenstrasse liegt, von der er "nun schon sieben Jahre lang in das Portal der kleinen Mauerstrasse hinein ſiehet, ohne je was anderes herauskommen zu sehen als eine Kutsche mit einer alten Prinzessin oder einer noch älteren Hofdame", wohnt Papageno an der Zietenplatz und Mohrenstrasse-Ecke, und von dort aus sieht er "ganz Berlin, soweit es mitspricht." Er sieht den "alten Zieten auf seinem etwas verwitterten Postament. " . . . die besseren Tage liegen ihm und anderen zurück" (W.III.S.275). Nach links hin sieht er die "Gamaschen des alten Dessauers" und nach rechts hin

"Blinkt die Fahnen spitze des alten Schwerin" (W. III.S.275).

(Der Leser wird sich an die erste "Tunnelzeit" Fontanes erinnern, während der er Gedichte über die soeben erwähnten Generale geschrieben hat). Papageno geht zur neuen Zeit über mit den Worten: "Und en arrière meiner Generale türmen sich die Ministerien auf, und Pless und Borsig, und wenn ich mich noch weiter vorbeuge, seh ich sogar das Gitter von Radziwill, jetzt Bismarck, und durchdringe mich mit dem patriotischen Hochgefühl: hier Preussen unter dem Alten Fritzzen, dort Preussen unter dem eisernen Kanzler" (W. III.S.275).

Dann schaltet sich der Erzähler mit Ironie ein: "So liebte Baron Papageno zu perorieren und schloss dann in der Regel mit Zitaten aus der ersten Strophe des 'Ring des Polykrates', womit sich seine Kenntnis der Ballade, wie bei vielen andern, erschöpfte" (W.III.S.275f). Der ironische Erzähler lässt seinen Protagonisten hier absichtlich als Dummbart erscheinen, um die Warnung vor dem Neid der Götter in stärkerem Lichte erscheinen zu lassen.¹⁰ (Im Übrigen war ja auch der fröhliche Vogelhändler Papageno aus der 'Zauberflöte' ein Dummbart).

Die Abschweifung in die symbolische Beschreibung der Wohnungen des Grafen Halderns und Papagenos, in die Anspielung auf den "Ring des Polykrates" und in das folgende Gleichnis Papagenos

über den Hahn und die Sperlinge ist absichtlich vorgenommen worden. Der Dichter weist darin auf das Alte und das Neue hin. Er sieht im Neuen - abgesehen von den Errungenschaften auf dem zivilen Sektor - eine Gefahr, die in der Politik Bismarcks und einem drohenden Militarismus liegt, in dem die Waagschale der inneren und ~~äu~~usseren Ehre sich auf die Seite der letzteren neigen würde.

Auch Papageno steht noch mit einem Bein in der Vergangenheit, er ist jedoch bereit, sich auf die neue Zeit umzustellen. Vor dem Besuch Waldemars "lag er auch heute wieder im Fenster, aber nicht nach dem Zietenplatz, sondern nach der Mohrenstrasse hinaus, und beobachtete die Sperlinge, . . . " (W.III.S.276). Mit der dem Waldemar vorgetragenen Fabel über die Sperlinge und den Hahn gibt er seiner Überzeugung, dass "nichts falscher ~~sei~~, als die Vorstellung, dass es mit der Gattung homo was ganz Besonderes sei" (W.III.S.276) Ausdruck: "Sehen Sie, . . . die Sperlinge. Meine Passion! . . . die meisten Tiere . . . sind herzlich langweilig, darunter selbst solche, die für bevorzugt gelten, und fast möchte ich sagen, den Vortritt haben. Nehmen Sie beispielsweise den Hahn. Er denkt sich wunder was und ist doch eigentlich nur ein Geck. Ausser dem Amte, das ihm obliegt, . . . was tut er sonst noch,

das der Rede wert wäre? Nichts. Er hält sommers von drei Uhr ab seine Dienststunden. Aber das ist mir zu wenig. Und nun vergleichen Sie damit den Sperling. Immer guter Laune, gesprächig, fidel. Überall guckt er 'rein, alles will er wissen, alles will er haben, - die reinen Preussen in der Weltgeschichte der Vögel . . . " (W.III.S.277). Es ist nicht schwer zu erraten, wen der Dichter mit den Sperlingen meint und wen mit dem Hahn.¹¹

Papageno sieht die Schwierigkeiten, die Waldemar mit seinem Onkel wegen seiner Liebesaffäre haben wird, besonders da die schwache Gesundheit beider Partner gegen eine gute Lösung spricht. Er nennt aber den ersten Teil der Unterhaltung mit Waldemar nur das Offizielle, das Diplomatische und bekennt bei einer Flasche Wein, im zweiten Teil, seine persönliche Meinung, in der er alle Standesvorurteile, alle falschen Ehrbegriffe über den Haufen wirft und zu Waldemar sagt: "Und da will ich Ihnen denn aufrichtig sagen, aber nur so ganz unter uns, . . . ich freue mich immer, wenn einer die Courage hat, den ganzen Krimskrams zu durchbrechen. Es gilt auch von dieser Ebenbürtigkeitsregel, was von jeder Regel gilt, sie dauert so lange, bis der Ausnahmefall eintritt. Und Gott sei Dank, dass es Ausnahmefälle gibt. Es lebe der Ausnahmefall" (W.III.S.282).

Zusammenfassend kann mit Bezug auf das Thema dieser Arbeit gesagt werden, dass die Aussage des Dichters in Stine dahingehend gedeutet werden kann, dass mit der staatlichen, politischen und ökonomischen Umwandlung der Zeit sich auch der Ehrbegriff gewandelt hat. Der Freitod Waldemars von Haldern steht als Symbol für eine Wandlung, die zwar noch nicht vollzogen ist, ja durch die Gefahr des Militarismus bedroht wird, die aber nach der Ansicht des Dichters kommen muss. "Äussere Ehre" wird nicht mehr, oder besser gesagt, soll nicht mehr ausschliesslich als "Ruhm" auf dem Schlachtfelde erlangt werden, sondern in den Taten des Menschen im zivilen Bereich als "Ansehen" und "Anerkennung". Sie besteht ebenfalls nicht in der adligen Abstammung a priori. Die "innere Ehre" zeigt sich in der edlen Gesinnung, in der menschlichen Würde, in dem Mut, erstarrten Traditionen entgegenzutreten, in der Liebe zum Menschen selbst und nicht seinem Rang.

Anmerkungen

1. Stine wie auch der Roman Irrungen Wirrungen begegnete, wie bekannt, zum Teil starker Ablehnung des Leserkreises, und der Adel hielt sich von der Feier zum siebenzigsten Geburtstag des Dichters fern.
2. Brief an Friedrich Stephany vom 10.10.1889. Theodor Fontane - Leicht zu leben ohne Leichtsinn. Briefe. Hrsg. Friedrich Seebass (Berlin-Witten: Eckart Verlag, 1958), S. 192.
3. Nach Beendigung des Romans, in dem sich Fontane, von Zola beeinflusst, wohl dem Naturalismus annähern wollte, schreibt er in einem Brief an Friedländer vom 2.5.1890, dass er diesen Roman als sein letztes Werk aus dem Berliner Volksleben betrachte und dass er "mit jungen Kräften auf diesem Gebiete nicht mehr concurriren wolle". Theodor Fontane, Briefe an Georg Friedländer, Hrsg. Kurt Schreinert (Heidelberg: Quelle & Meyer, 1954).
4. S. hierzu den Brief Fontanes an seinen Sohn Theo vom 8.9.1888 in welchem er sich besonders scharf gegen die Heuchelei der Gesellschaft äussert. Theodor Fontane. Von Dreissig bis Achtzig. Hrsg. Hans-Heinrich Reuter (Leipzig: Dieterich, 1959).
5. Fontane hat mehreren Verlegern gegenüber geäussert, dass er gerade die Nebenfiguren in Stine für sehr gelungen hält. Vgl. Hans-Heinrich Reuter, Fontane II, S. 673.
6. In einem Brief an Dominick schreibt Fontane u.a.: "Ich glaube, die Pittelkow ist eine mir gelungene und noch nicht dagewesene Figur" (Brief v. 3.1.1888). Hans-Heinrich Reuter, Fontane, II S. 673. Reuter schreibt dazu: "Trotz oder gerade wegen dieser Ankündigung lehnte Dominick den Vordruck ab. 'Es sei doch zu brenzlig.'" "
7. Der Dichter war sich immer dieses Fehlers bewusst gewesen, er hat ihn aber nie bereut, sondern ihn geradezu verteidigt.

8. Karl Richter hat eine andere Meinung über die Figur des Baron Papageno. Im besonderen sieht er in ihr nicht den Dichter selbst. Vgl. Karl Richter, Resignation. Eine Studie zum Werk Fontanes. (Stuttgart: Kohlhammer, 1966)101,1
9. Die Strophe, über die sich Papageno lustig macht, lautet:
"Er hat es so gewollt, - ich fasse seinen Schopf,
Dass er mir zubegehrt, das kostet ihm den Kopf."
10. Fontanes Kritik an Bismarck war zu der Zeit auf ihrem Höhepunkt.
11. Karl Richter erwähnt nur die Sperlinge, weist aber nicht auf den bedeutsamen Vergleich des Hahnes mit den Sperlingen hin, in dem der Hahn eine Anspielung auf die untätigen Mitglieder des Militärs ist und die Sperlinge das Symbol der kleinen, tätigen Menschen darstellen. Ebenso ist in der "Aussicht" von den beiden Wohnungen, der Halderns und der Papagenos, der nicht sehr verhüllte Vergleich des Neuen mit dem Alten zu sehen. Papageno sieht das Neue - Pless und Borsig - wogegen vor Graf Halderns Augen noch immer dieselbe Kutsche mit der alten Prinzessin und der noch älteren Hofdame vorbeifährt.

Quitt

Mit Ausnahme einiger für den Roman nicht unwichtiger Gruppen von Nebenfiguren wendet sich Fontane in Quitt (1891) dem dritten und vierten Stande zu. Im Spiel und Gegenspiel zwischen dem Förster Opitz als Hüter des Gesetzes und dem Wilderer Lehnert Menz als dessen Übertreter erscheint der erstere nicht gleichzeitig als ein Mann von gutem Charakter, und in einer Spannung zwischen dem Fatum und der kalvinistischen Prädestination lässt der Dichter den Hauptprotagonisten Lehnert Menz am Ende der Geschichte mit seinem Gewissen ausgesöhnt im fremden Lande sterben.

Es ist letzten Endes die Ehre, die als Motivierung des Verhaltens Lehnerts angegeben wird, und die sich hier als Komponente der persönlichen Sphäre des "kleinen Mannes" in der "äusseren Ehre" zeigt, die aber nicht mit einem ungebührlichen Verlangen nach Belohnung zusammenhängt, sondern die als "Anerkennung" für sein Fortkommen wichtig ist. Die grosse Ehre, die dem Lehnert Menz mit der militärischen Auszeichnung des Eisernen Kreuzes erwiesen worden wäre, hatte vielleicht sein ganzes Leben verändert und seine Verstrickung in Schuld verhindert. Der Wilderer, der von dem Dichter als ein im Grunde

guter und anständiger Mensch geschildert wird, besass auch viel von der "inneren" Ehre, deren Verlust in einem einzigen Moment des Zorns und der Rache ihm zum Schicksal wird. Der Dichter setzt die Art der Ehre Lehnerts in Kontrast zu der "Beamtenehre" seines Gegenspielers, des Försters Opitz und zu der negativen "äusseren" Ehre einer Gruppe von Randfiguren, die zu den von dem Dichter zutiefst verachteten "Bourgeois" gehören.

Fontane erhielt den Stoff für seine Erzählung während eines Aufenthaltes im Riesengebirge von einem Lehrer, der ihm von dem noch unaufgeklärten Mord an einem Förster durch einen Wilderer berichtet hatte. Grosse Inspiration für die psychologische Gestaltung des Lehnert Menz schöpfte er dann aus Pestalozzis pädagogischem Roman Lienhard und Gertrud¹, dem auch der abgeleitete Name Lehnert für Fontanes Helden entstammt. Daneben machen sich auch Züge aus Friedrich von Schillers Der Verbrecher aus verlorener Ehre bemerkbar. Fontanes Erzählung wird im allgemeinen von den Literaturkritikern in die Kategorie der Kriminalromane eingereiht, obgleich der Dichter den zwar als Mörder bezeichneten Lehnert nicht zur Klasse der Verbrecher - wie zum Beispiel eines Hratscheck in Unterm Birnbaum - zählt. Die Waagschale der Tugenden und

Untugenden der beiden Helden neigt sich zu ungunsten des Försters, der den Wilderer zum Freiwild macht und damit das tragische Wechselspiel auslöst. Darum äussert Fontane auch Kritik an der Inschrift auf einem dem Förster der wahren Begebenheit gewidmeten Gedenkstein: "Ermordet durch einen Wilderer" und schreibt an seine Tochter Mete, dass Förster und Wilddieb in einem Kampf leben und dass der ganze Unterschied ist, dass der eine auf dem Boden des Gesetzes steht, der andere nicht."²

Die Kritik am zweiten Teil des Romans - Lehnerts Aufenthalt in Amerika - die darin besteht, dass Fontane sich nicht auf direkte Beobachtung stütze und daher zur Konstruktion neige (Edgar Gross)³ mag zum Teil berechtigt sein. Es darf aber nicht ausser acht gelassen werden, dass angesichts des sittlichen Verfalls der Dichter in diesem Roman, mehr als in irgend einem anderen, pädagogischen Erwägungen den Vorrang vor den ästhetischen gibt. Dazu gehören die Fragen der religiösen Erziehung, die er, wie schon vorher erwähnt, zu der Zeit einer scharfen Kritik unterwarf. Die Auswanderung war damals der Wunschtraum vieler und besonders der Schulbeladenen. Die Verlegung der Geschehnisse vom alten Europa in die Neue Welt bietet dem Dichter daher die Gelegenheit, die "zwei Seiten" der Dinge auch auf staatspolitischem Gebiete zu er-

örtern. Die Zweiteilung des Romans dient aber auch der ästhetischen Behandlung des Romans, denn der Dichter kann dabei das Walten des unerbittlichen und rätselhaften Fatums einsetzen, das er in einem Wechselspiel mit der kalvinistischen Prädestination schon am Anfang des Romans erscheinen lässt, und in dem Lehnert Menz seinem Schicksal nicht entrinnen kann.

Der Dichter wählt in dem grossen Land der unbegrenzten Möglichkeiten nur einige "Stationen" von den ihm bekannten und als zuverlässig geltenden Erzählungen über Amerika aus, die teils eine biographische Skizze Lehnerts darstellen, teils aber auch seiner Charakteranalyse dienen. Dazu gehört, zum Beispiel die kurze, aber sehr wichtige Angabe seiner Arbeit in den "gold diggings" von Kalifornien und der Verlust seines ganzen dort erworbenen Vermögens im Bankrott der Bank von Neu-Mexiko. Ebenso wichtig ist ein kurzer Aufenthalt in Fort Mac Culloch als Kranker nach einem Eisenbahnunglück, denn er brachte ihm ein Empfehlungsschreiben des Kommandanten an dessen Kollegen in Fort Holmes. Dann folgt seine Begegnung mit dem Sohne Obadja Hornbostels und sein Eintreffen bei den Mennoniten. Die Gemeinde dieser Sekte ist die letzte Station auf dem Wege Lehnerts. Der Grund für die Wahl gerade dieser christlichen Gemeinde als letzten Zufluchtsort für Lehnert wird noch

angegeben werden.

Im Wechselspiel der kalvinistischen Prädestination und dem Fatum oder dem "grossen Rätselwillen" wie es der Dichter manchmal nennt, klammert er das Dogma der beiden grossen christlich-orthodoxen Kirchen aus. Der Exponent des Fatums ist der französische Anarchist, Monsieur L'Hermite⁴, der nach dem Motto: "Wenn man erst mal heraus ist, kommt man nicht wieder hinein" der Ansicht ist:" . . . es gibt also keinen Gott, wenigstens nicht für mich. Aber, mon cher, es gibt ein Fatum. Und weil es ein Fatum gibt, geht alles seinen Gang, dunkel und rätselvoll, und nur mitunter blitzt ein Licht auf und lässt uns gerade so viel sehen, um dem Ewigen und Rätselhaften, oder wie Ihr's sonst nennen wollt, seine Launen und Gesetze abzulauschen" (W.IV.S.200). Dem französischen Anarchisten stellt der Dichter seinen Protagonisten Lehnert Menz gegenüber, der, allerdings im orthodoxen Sinn, an die göttliche Bestimmung glaubt. Genau so wie Hratscheck in Unterm Birnbaum in dem toten Franzosen seinen Schutzpatron sieht, so wenig weiss auch Lehnert von seiner wirklichen Bestimmung. Der Dichter erwähnt es niemals direkt, er deutet jedoch an vielen Stellen an, dass er sich im Falle Lehnert Menz nicht auf das orthodoxe Dogma, sondern auf die kalvini-

stische doppelte Prädestination bezieht, in der Gott von Anfang an die einen zur Seligkeit, die andern zur Verdammnis bestimmt hat. Im ständigen Wechselspiel zwischen Fatum und Bestimmung unterstreicht er mit der "zufälligen" Begegnung zwischen Lehnert und Tobias, dem Sohn Obadjas, die Ironie des Schicksals gegenüber Lehnert. Auf eine Frage des letzteren an Tobias, ob er an "Bestimmungen" glaube, antwortet der junge Hornbostel: "Gott bestimmt alles, und er bestimmt sogar alles vorher" (W.VI.S.109). Lehnert sah eine ihm Glück bedeutende "Bestimmung" darin, dass er gerade den Sohn des Mannes traf, den er suchte, er wusste jedoch nicht, dass es derjenige war, durch den er seinen Tod finden würde. Auch der sich in religiösen Fragen nicht festlegende Mensch Fontane räumt der Macht des Fatums einen gewissen Raum ein; in einem Brief an seinen Sohn spricht er seinen Glauben an den "Rätselwillen" des Fatums aus.⁵

Die dem Roman zugrunde liegende kurze Fabel wird von dem Dichter zu einer komplexen Geschichte ausgebaut, in deren Zentrum die Frage steht: Warum musste Lehnert Menz, der doch kein schlechter Kerl war, scheitern? Die Frage muss mit der Verstrickung der Gewalten, in die der Dichter das Leben des Lehnert setzt, in der ja auch die Kausalität auf der Ebene des

Realistischen eine Rolle spielt, beantwortet werden. Von der greifbaren Wirklichkeit aus gesehen, der sozialen Ebene, hatte Lehnert Menz das Gesetz in seine eigene Hand genommen, und der Dichter gibt dafür einige Begründungen und - seiner humanen Natur entsprechend - auch eine Entschuldigung an. Es wird darüber noch zu sprechen sein. Als Dichter seiner Zeit unterstellt Fontane seinen Helden zu einem grossen Teil der sozialen Determination. Lehnert ist keine Verbrechernatur wie ein Hratscheck aus Unterm Birnbaum, dessen Tat mit eindeutiger Klarheit auf seine Anlagen zurückgeführt wird.

Neben dem Romancier Fontane, der sich, wie schon erwähnt, in diesem Roman auch pädagogischen Fragen zuwendet, steht Fontane als Zeitkritiker, der die Frage nach dem vollkommenen Staat, seiner Gerechtigkeit und der Glückseligkeit seiner Bürger aufwirft. Er stellt diese Frage in seiner bekannten Dialektik, in Monologen, Dialogen, in der Kontrastierung seiner Protagonisten, im Rückblick und in der Vorausschau, und er untermauert sie letzten Endes mit seiner Geschichtskennntnis und seinem grossen Interesse für die Politik. Dabei distanziert sich der Erzähler und lässt die "zwei Seiten" der Dinge nur durch seine dialektische Methode hervortreten, in der die unterschiedliche Auffassung des Ehrbegriffs von Förster und Wilderer als einer der Gründe für die Feindschaft zwischen beiden hervortritt.

Fontane schrieb Quitt zu einer Zeit, als er dem preussischen Obrigkeitsstaat und dem aufkommenden Militarismus sehr kritisch gegenüberstand. Da er den Helden seiner Geschichte zum lebenden Beweis seiner Kritik aufstellen wollte, durfte dieser kein vollkommen amoralischer Wilderer sein, sondern musste auch Tugenden aufweisen, die aus einer festen Basis stammten. Fontane kannte die schlesische Landschaft und ihre Menschen, darum war es für ihn nicht schwer, seinen Helden als einen aus seinem Boden entwurzelten Handwerkersohn darzustellen und dessen charakterliche Schwächen als rein menschliche und zum grossen Teil aus falscher Erziehung entstandene zu erklären, in der Hauptsache jedoch dessen Verhalten von sozialen Faktoren her zu motivieren.

Die Stellung des vaterlosen Lehnert innerhalb seiner Gesellschaft wird durch seine Armut determiniert. Zwar hatte er Gelegenheit gehabt, mit Hilfe des Pastors Siebenhaar die freie Schule zu besuchen, er geriet jedoch nach seiner Entlassung aus dem Heeresdienst wieder in eine Zwickmühle. Da das Wort "Bestraft" in seinen Personalakten erscheint, wird ihm trotz seiner Tüchtigkeit und Beliebtheit der Weg zum weiteren Fortkommen versperrt. Er muss auf dem Platze bleiben, wo er vorher gewesen war. Das "Bestraft", dass er wegen eines nur un-

wesentlichen Vergehens bekommen hatte, nagte an seinem Ehrgefühl und wurde zur Wurzel seiner späteren grösseren Verschuldung.

In der Gegenüberstellung des Försters Opitz mit Lehnert Menz erscheint der erstere als ein subalternen Wichtigter, als ein ungeliebter, gefürchteter Quäler, als Kriecher und Neidhammel, dem in seinem Amt als Polizist im Walde diejenige Art der Menschenliebe fehlt, die bei kleinen Vergehen der armen Bewohner seines Reviers "auch mal ein Augezudrücken" könnte, wie ihm seine Frau anrät (W.VI.S. 38). Auch Pastor Siebenhaar sieht und hört nicht alles im Walde.

Lehnert hat zwar seine Fehler, er ist hitzköpfig und trotzig, jedoch auch hilfsbereit und bei seinen Kameraden beliebt. Er war dem Förster gar nicht so unähnlich, wie es zuerst scheint, auch er ist für Ordnung und Gesetz. "Ich war bei den Soldaten und weiss, was Gehorchen heisst", sagt er während einer Strafpredigt des Pastors, "Und es ist gar kein vernünftiger Mensch, der gegen's Gehorchen ist. Denn das hält alles zusammen. Und so muss auch das Gesetz sein. Aber die Menschen, ja, Herr Pastor, die Menschen, die machen den Unterschied, und wenn die nichts taugen, dann ist es schlimm. . . . Auf die, die den Befehl haben, auf die kommt es an . . ." (W. VI.S. 12f).

Ein zweites Hindernis auf dem Weg zum sozialen Aufstieg ist Lehnerts Mutter, deren Charakter dem seinen diametral entgegengesetzt ist. Es wird angedeutet, dass der ihm angeborene ausserordentlich grosse Stolz, der nicht allein auf seine "Bildung" in der freien Schule zurückgeführt werden kann, seine Abneigung gegen Geldspekulationen und auch gegen die seiner Mutter angeborene Neigung zur Bettelei, aus dem Ehrgefühl des alten Handwerkerstandes stammt, und dass er seine Tugenden von seinen männlichen Vorfahren, in deren Werkstatt er noch arbeitet, geerbt hat. Sein Vater und sein Grossvater waren Stellmacher gewesen; seine Armut ist die Folge der grossen ökonomischen Wandlung im Staate, dem Aufkommen der Industrie und der Geldwirtschaft. Der Dichter begnügt sich, dies mit ein paar Worten auszudrücken: ". . . In geringer Entfernung vom Wohnhaus befand sich noch ein Arbeitsschuppen, drin Lehnert die schon von Vater und Grossvater her ererbte Stellmacherei betrieb, ein Geschäft, das im Frühjahr und Herbst meist gut ging, im Sommer aber beinah ruhte" (W.VI.S.31). Den Vorzug ehrlicher Arbeit vor der Jagd nach dem Mammon beweist er nach seiner Erfahrung in Amerika bei dem Bankrott der Bank von Neu-Mexiko. In einem inneren Monolog auf dem Wege von FortMae Culloch nach dem in der Nähe der Shawnee Hills gelegenen Fort Holmes süd-

lich vom Staate Kansas heisst es: " Ja, so war es gewesen: sein Vermögen war rascher hingeschwunden, als er es erworben hatte. Im übrigen war die Nachricht vom Bankrott der Neu-Mexiko-Bank, so unvorbereitet sie ihn traf, ohne tiefere Bewegung von ihm aufgenommen worden, weil ihn dieser beinahe völlige Vermögensverlust rasch und mit einem Schlag einem im Lauf des letzten halben Jahres in San Francisco geführten Spekulationsleben entriss, das ihm eigentlich schon widerstand, während er es noch mitmachte. Ja, er sehnte sich aufrichtig danach, an die Stelle des mit deutschen und schweizerischen und vielfach auch mit französischen Abenteurern in den Diggings verbrachten Lebens, und des schlimmeren in der kalifornischen Hauptstadt, wieder ein Leben voll Arbeit treten zu lassen" (W.VI.S.104 f.).

Lehnerts Mutter, eine moralisch tiefstehende, dem Alkohol ergebene Bettlernatur ist kein Vorbild für ihn. Er erteilt ihr des öfteren Rügen über die falsche Erziehung, die sie ihm hat zukommen lassen und über ihre Unehrlichkeit und Bettelei. "Auf Paschen und Wildern hast du mich erzogen, und wenn's dann schief geht und du's mit der Angst kriegst, dann steckst du dich hinter Siebenhaar und jammerst ihm was vor, und der soll dann mit einem Male einen Heiligen aus mir machen" (W.VI.S.7).

Der Kontrast zwischen Sohn und Mutter zeigt sich besonders in der Begrüssung des von Lehnert verachteten Försters. Der Knicks seiner Mutter vor dem Förster wird von Lehnert mit den Worten abgelehnt: "Du hast nur zwei Gedanken: Angst und Vorteil, und hast keinen Stolz und keine Ehre. Du bist noch ganz aus der Kriechezeit" (W.VI.S.8). Viel später findet Lehnert in dem Buch Lienhard und Gertrud, das er im Hause des Menonitenobersten mit dessen Kindern liest, eine genaue Beschreibung der falschen Erziehungsmethode seiner eigenen Mutter, die Pestalozzi in seiner Warnung an die Mütter spiegelt.

Die Religion war für Lehnert bedeutungslos geworden, denn sie half ihm nicht, aus seiner Armut herauszukommen. Von um so grösserer Bedeutung war für ihn jedoch der Besitz des Eisernen Kreuzes. Die durch die Ehre auszeichnung zu erlangenden Vorteile waren für ihn, den "kleinen Mann" von grösster Wichtigkeit, er hätte zum Beispiel aktiver Soldat werden können ". . . er wäre, was eigentlich sein Ehrgeiz und seine Lust war, bei den Soldaten geblieben und hätte seinem König weiter gedient und hätte jedes Jahr Urlaub genommen und wäre dann mit dem Hirschfänger und Tschako durch die Dorfstrasse gegangen, und alles hätte gegrüsst und sich über ihn gefreut" (W.VI.S.65)
So meditierte der naive Lehnert, der in seiner kindlichen

Eitelkeit nur die rosige Seite des Militärdienstes sieht. Hinter diesem Verlangen nach einer wohlverdienten militärischen Auszeichnung steht aber auch der Wunsch des ehrbaren, aus dem untersten Stande kommenden Menschen, sich mit etwas identifizieren zu können, "jemand zu sein". "Um das Kreuz hat er [der Förster] mich gebracht, aber mein Haus-und Lebenskreuz war er von Anfang an . . . "(W.VI.S.65). Lehnert wird auf der ersten Seite des Romans als ein schlanker, hübscher Mensch von siebenundzwanzig, "dem man auch ohne seine siebenziger Kriegsdenkmlünze (neben der übrigens auch noch ein anderes Ehrenzeichen hing) den alt-gedienten Soldaten schon auf weite Entfernung hin angesehen hätte . . . "(W.VI.S.7). Das Eiserne Kreuz fehlte auf seiner Jacke; das "andere" Ehrenzeichen war seine Rettungsmedaille. Der ebenfalls gerade die Kirche verlassende Förster erscheint hinter Lehnert als ein "breitschultriger und kurzhalsiger Mann von Mitte dreissig". "Vorn, im zweiten Knopfloch an einem absichtlich nicht allzu kurzen Bande, trug er das eiserne Kreuz, das sich, eben weil das Band zu lang war, bei jedem Schritt in herausfordernder und jedenfalls in respekterwartender Weise hin und her bewegte" (W.VI.S.8). Während einer Unterhaltung der früheren Kriegskameraden Lehnerts wird dessen grosse Tapferkeit und der ehrliche Verdienst des "Kreuzes'

noch einmal erwähnt. Der Dichter erhebt ihn zu den vielen nicht-adligen Helden, deren Ruhm die Witwe Pittelkow in Stine dem Grafen Haldern gegenüber in unnachahmlichem Berliner Jargon mit Nachdruck gepriesen hatte.

Die Geschichte mit dem Kreuz findet am Ende des ersten Teils des Romans ihren Abschluss. Anstelle der vom Religiösen stammenden, aber nicht mehr direkt mit der Religion verbundenen preussischen Kriegsmedaille erscheint im zweiten Teil des Romans das in Frankreich noch als Symbol des Glaubens stehende Kreuz. Es ist das Kreuz auf der Brust des Erzbischofs von Paris, welches letzterer dem Anarchisten Monsieur L'Hermite des Öfteren in der Nacht als Spuk erscheint. Im Gegensatz zu Lehnert, der sich sein "Kreuz" so sehr gewünscht hatte, möchte sich L'Hermite dieses Kreuz lieber wegdenken. Abgesehen von dem Schrecken den L'Hermite vor dem Kreuz auf der Brust des unter seinem Kommando als Geisel getöteten Erzbischofs von Paris hat, der ihm nun des Öfteren im Traum erscheint, gewinnt die Religion, der Lehnert nicht sehr nahe gestanden hatte, wieder an Bedeutung, allerdings in der Form des tätigen Christentums der Mennonitengemeinde, das seiner eigenen Natur entsprach. (Die Wahl der Mennonitengemeinde in Amerika als Hafen für seinen Helden ist von Fontane nicht ohne beson-

dere Absicht getroffen worden. Als einstmals religiöses Verfolgte, als Kriegsgegner, die die Einmischung des Staates in Glaubensangelegenheiten ablehnen, kontrastiert er diese Gemeinde mit seinem militärisch gelenkten Heimatsstaat.)

Obadja Hornbostel wird zum Gegenspieler des Försters Opitz. Ein paar Worte seines Sohnes Tobias genügen, um den Unterschied zwischen ihm und dem Förster und dessen Art der Menschenführung zu zeigen. Tobias sagt von seinem Vater: "Er befiehlt nie. Er sagt nur: 'Ich denke, wir machen das so' "(W.VI.S.110.). Als Führer einer Gemeinde von freien Menschen wird Obadja aber auch mit dem gutmütigen alten Pastor Siebenhaar kontrastiert, der als Diener eines auf eine ausserhalb seines Bereiches stehende Domäne Einfluss ausübenden Staates erscheint. Siebenhaar ist nicht der unabhängige Theologe, er bleibt immer der alte Burschenschaftler. Bei einer ihm zu Ehren veranstalteten Feuerwehrparade wird er zu Tränen gerührt. Obadja ist von solchem Verlangen nach "äusserer Ehre" unabhängig, jedoch hält sich der Dichter von Illusionen fern und relativiert die Dinge auch in Amerika. Auch im grossen Land der Freiheit gibt es die "zwei Seiten", denn die kleine Gemeinde der Mennoniten ist nur ein winziger Teil der Vereinigten Staaten, und ihre Ideale decken sich nicht immer mit dem Ganzen. Dass die Freiheit auch Nach-

teile hat, wurde schon in der Erzählung Lehnerts über den Bankrott der Neu-Mexiko Bank, bei dem er sein ganzes Vermögen verlor, erwähnt. Bei der ersten längeren Unterhaltung mit Lehnert spricht Obadja von zweien seiner Söhne, die nach der alten Heimat zurückgekehrt waren und fährt dann fort: "Und vielleicht haben sie recht getan. Denn die Freiheit, deren wir uns hier rühmen und freuen, ist ein zweischneidig Schwert, und die Despotie der Massen und das ewige Schwanken in dem, was gilt, erfüllen uns, so sehr ich die Freiheit liebe mit einer Unruhe, die man da nicht kennt, wo stabile Gewalten zu Hause sind" (W.VI.S.118). Was Obadja hier aussagt, ist, dass die Freiheit sehr leicht mit der Ehre kollidieren kann. Eine andere Bemerkung Obadjas könnte Attwoods These von der Hinneigung Fontanes zu dem "alten Preussentum" unterstützen. Obadja, der in Amerika Wurzeln gefasst hat und ihm "von ganzem Herzen" angehört, sagt im Rückblick auf seine Herkunft das Folgende über die Preussen: ". . . Ordnung und Arbeit, worauf es ankommt, die sind in dem Lande drüben, drin wir beide geboren wurden, recht eigentlich zu Haus, und um dieser Tugenden und vor allem auch um der Nüchternheit willen sind mir die Preussen die liebsten und sind mir die nutzbarsten Mitarbeiter am Werk. Das verdanken sie von alter Zeit her ihren Fürsten und Kö-

nigen, die sich selbst immer mit Stolz die ersten Diener, das will sagen, die fleissigsten Arbeiter ihres Landes genannt haben, und verdanken es ihren Schulen und ihrer guten Zucht und Sitte" (W.VI.S.119). Der Ansicht über die guten Sitten der Preussen, so wie sie Obadja ausdrückt und der sich der Dichter selbst anschliesst, stellt er aber ihre anderen Seiten, die sich in dem Verwalter Kaulbars manifestieren, gegenüber. Der letztere, der "Vollblut-Märker" (Attwood) und Amerika-Kritiker, besitzt alle Tugenden der Preussen, und deswegen will ihn Obadja in "Ehren" halten. Er rügt ihn jedoch, weil er sich "dem neuen Lande, drin er nun lebt, nicht anbequemen und alles nach der Weise seiner alten Heimat anordnen und regeln will" (W.VI.S.119). Kaulbars jedoch sieht überhaupt nichts Gutes in Amerika, aus dem einfachen Grunde, weil es keinen militärischen Drill gibt. " . . . wo alles Geschäft is, is alles Schwindel. Und wenn ich nu frage, warum is es alles Schwindel, so kann ich bloss sagen, weil sie nichts kennen als Geld und nichts wollen als Geld und nichts anbeten als Geld, und weil sie keinen richtigen Gott haben. Und wo sie keinen richtigen Gott haben, da haben sie auch keine Pflicht und keine Ehre. Und woran liegt es? Weil sie verloddert sind. Und warum sind sie verloddert? Weil sie nicht dienen" (W.VI.S.129). Die Verflechtung des Moralisch-Ethischen mit

militärischer Zucht, wie sie Kaulbars postuliert, ist aber nicht notwendigerweise ein preussischer Zug. In der Gegenüberstellung des Verwalters Kaulbars und Lehnert Menz beweist Fontane, dass die Ehre in ihrem höchsten Sinn, der "edlen Gesinnung" oder "inneren Ehre" beim Einzelnen liegt. Beide sind ehrliche, arbeitsame Menschen, beide haben beim Militär gedient. Dieses "Dienen" hat aber nicht die gleichen Menschen hervorgebracht. Der eine ist der nationalistisch-kriegerisch denkende, der andere der humanistisch empfindende. Die Analogie dazu findet sich, wenn auch in etwas abgewandelter Form, schon in Vor dem Sturm in den Gestalten Lewins und Berndts von Vitzewitz.

Die Darstellung Obadjas ist trotz seiner Tugenden und seines Gerechtigkeitssinnes nicht die eines Heiligen, sondern Fontane schreibt ihm eine grosse Portion der kalvinistischen, der sogenannten "protestantischen Ethik" zu. Obadja steht auf dem Boden der Erde und predigt ein wirksames Christentum. Dazu sagt der immer skeptische Kaulbars: "Er [Obadja] ist ja doch am Ende kein Christus nich und auch kein Heiland, . . . und weiss auch ganz gut, dass die Spargelköppe besser schmecken als die Stangen" (W.VI.S.156).

Die Gestaltung des französischen Anarchisten Camille

L'Hermite ist ein Beispiel für den schon früher erwähnten grossen Abstand Fontanes von den Massen und ihren Problemen.⁶ Wie schon angegeben, befasst er sich in einem Teil seines Romans indirekt mit der Frage nach einer fortschrittlichen Staatsform. Die Gegenüberstellung des preussischen Lehnert Menz und des französischen L'Hermite ist nicht nur eine im Handlungsverlauf erscheinende Beleuchtung der Schuld zweier Flüchtlinge, von denen jeder im Heimatlande einen Menschen getötet hatte, sondern sie schliesst eine Erörterung der verschiedenen Arten des Protestes gegen die staatlichen Gesetze von seiten seiner Helden ein, wie auch eine mögliche Rechtfertigung ihrer Schuld und die Frage nach den Grenzen oder dem Nutzen eines Widerstandes gegen die öffentliche Ordnung.

Lehnerts Vergehen stammt nicht aus einer Auflehnung gegen die Gesetze im allgemeinen, sondern nur aus seiner persönlichen Bitternis gegen den Förster. Die Figur Lehnerts ist darum so klar gezeichnet, weil sie den Vorstellungen des Dichters entspricht. Die Psychologie eines Anarchisten war Fontane jedoch fremd - vielleicht wollte er sie garnicht kennen.⁷ Jedenfalls wollte er sich unter keinen Umständen einer naturalistischen Zeichnung L'Hermites im Sinne und mit der Schärfe eines Zola zuwenden, obwohl anzunehmen ist, dass er Germinal gelesen hatte. Der einstmalige arme, aber sehr talentierte Bergmann

L'Hermite erscheint in dem Roman als eine groteske Figur, als ein Kauz, der ein Weltverbesserer sein will, bevor er alle religiösen Skrupel über Bord geworfen hat, oder als ein Menschenbeglückter, der selbst im tiefstem Weltschmerz endet. Seine "Idee" ist etwas Nebelhaftes und Schrulliges, die den Umsturz propagiert, aber es wird nicht gesagt, auf welche Weise.

Somit ist die Gestalt L'Hermites im Gegensatz zu der Lehner's unklar und ambivalent. Die Frage nach der Ehre des Anarchisten ist eine schwierige, und Fontane hat sich damit auch nicht befasst. L'Hermite kann nicht - im Sinne von "innerer" oder "äusserer" Ehre als ein Ehrenmann oder sein Gegenteil bezeichnet werden. Er hat keine äussere Ehre im Sinne von Ruhm oder Ansehen in seinem Vaterlande gesucht. Ebenso hat er eine viel grössere militärische Auszeichnung, als die von Lehnert so sehr gewünschte, das Kreuz der Ehrenlegion, mit dem er vielleicht eine Karriere hätte machen können, abgelehnt. Er kehrte der Armee als Kriegsablehner den Rücken. Auch war er nicht dem Mammon Geld nachgejagt. Alle diese Eigenschaften sind nicht die eines ehrlosen Menschen, sondern nur die eines von der Politik seines Landes abweichenden. Der Anarchist sprengt aber den Rahmen einer Erörterung der "inneren" und "äusseren" Ehre, weil sich Fontane mit dem fanatischen Kampf eines Anarchisten

für die "Idee" niemals auseinandergesetzt hätte, sie war ihm in ihren Auswüchsen fremd und kam mit seinem Ordnungssinn in Konflikt.⁸

L'Hermite wird als ein ambivalenter Revolutionär gezeichnet, der für seine "Idee" nicht sterben will, es wird sogar angedeutet, dass er sie vielleicht auch bezweifelt. Nach seiner Flucht aus Frankreich taucht er nicht im Dickicht der amerikanischen Städte unter, um dort für die "Idee" weiter zu kämpfen (wenn man hier nicht die kurzen Ausflüge L'Hermites nach Galveston als Andeutung über geheime Verbindungen nehmen will). Die Ambivalenz L'Hermites zeigt sich in der Hauptsache in seinem Schwanken zwischen der "Idee" und seinen produktiv-schöpferischen Neigungen und Talenten.

Der Dichter unterstellt das Leben des aus armen Bergarbeiterkreisen stammenden Anarchisten genau wie das Lehnerts, der sozialen Determination. Andererseits aber gibt er dabei keine ausreichende Erklärung einer vollkommenen Überzeugung L'Hermites von der "Idee", die ihn bewegt, aus freiem Willen seine Talente an die "Roten" zu verkaufen. Der Leser bekommt eher den Eindruck, dass L'Hermite im tiefsten Innern die "Roten" anklagt, seinem Leben die falsche Richtung gegeben zu haben. Die Abweichung von dem sehr ähnlichen Leitwort für

Cecile, bei der der Dichter nach dem ersten Teil des Satzes die Worte "gleichviel mit oder ohne Schuld" auslässt, so dass es jetzt lautet: "Wenn man erst mal heraus ist, kommt man nicht wieder hinein" deutet auf ein Schuldgefühl und auch auf Reue hin.

Im Wechselspiel des Fatums und der Bestimmung (der Prädestination) muss Lehnert Menz, der gern gelebt hätte, und dessen Vergehen nicht grösser war, als das des L'Hermite, in den Bergen von Kansas einsam sterben, während dem letzteren, nachdem es ihn als einzigen bei einem Schiffbruch rettet, "das Glück der Einsamkeit" vom Fatum zugewiesen wird; er lebt als Verfemter ausserhalb des wirklichen Lebens, und in seinen Worten, dass die Welt und das Leben eine "arme Komödie" sei, zeigt sich trotz seines Fatalismus der tiefe Pessimismus, der letzten Endes in dem ganzen Roman mitschwingt und den auch die grotesk-komische Darstellung L'Hermites nicht verdecken kann, die vielleicht garnicht einmal gewollt ist. Der Romancier Fontane sträubt sich aber, seinen Protagonisten ganz im Nihilismus versinken zu lassen und mit den Worten L'Hermites, er sei nun einmal "verpfuscht durch die alte Legende" (W.VI.S.189), lässt er ihn zwischen dem orthodoxen Glauben und dem an das Fatum hin- und herschwanken, wobei sich schliesslich der unter seinem Kom-

mando als Geisel getötete Erzbischof von Paris mit dem Kreuz auf der Brust im Traume zeigt.

Innerhalb des zweiteiligen Aufbaus des Romans fügt der Dichter zur Vertiefung und Ergänzung seiner Zeitkritik an "strategischen" Stellen eine Koda ein, in dem er den sozialen Aufstieg des Rechnungsrates Espe dem Scheitern Lehnerts gegenüberstellt und damit gleichzeitig den moralischen Verfall der Gesellschaft anprangert.

Der zur, von Fontane sehr wenig geschätzten, Klasse der "Bourgeois" gehörende Rechnungsrat hat seine Stellung und seinen Wohlstand nicht durch ehrliche Arbeit allein, sondern zum grossen Teil durch die früheren Beziehungen seiner Frau - einer glücklicheren Cécile - zu einem "Präsidenten" erworben. Rechnungsrat Espe, ein Mann ohne "innere Ehre", das heisst, ohne viel Skrupel und ohne Gefühl für die Probleme eines armen Menschen, gehört zu den angesehenen "Ehrenmännern" seiner Klasse.

Der Dichter lässt die Gesellschaft des Rechnungsrats an bestimmten Stellen des Haupthandlungsverlaufs erscheinen und die Geschichte des Lehnert Menz von ihrem Gesichtspunkt aus erörtern. Dabei wirft er ein besonderes Licht auf die noch immer von ihren Anbetern abhängige Frau Espe. Zuerst wird die Familie Espe als "Personenchor" dem Leser vom Erzähler vorgestellt.

Beim zweiten Auftreten der Espe-Gruppe versteckt sich der Dichter hinter der Gestalt eines Kammergerichtsassessors mit dem sprechenden Namen Dr. Sophus Unverdorben, Leutnant der Reserve im 2. Garde-Grenadierregiment Kaiser Franz (es ist das Regiment, in dem Fontane selbst gedient hatte. Daher besteht auch die Möglichkeit, dass er in Dr. Sophus Unverdorben seinen Vorgesetzten in dem Regiment und lebenslänglichen Freund, von Lepel, verewigt). Dr. Sophus Unverdorben stellt sich auf die Seite Lehnerts und diskutiert dessen Fall im Sinne der Pädagogik Pestalozzis und der modernen Psychologie. Er hofft, dass sie Lehnert nicht fänden und legt in ganz Fontanescher Art dar: "Wenn sie den Lehnert fassen, so kommt er ein halbes Jahr ins Zuchthaus und zupft Lumpen und wird selber ein Lump. Wenn er aber . . . den Händen der Gerechtigkeit entschlüpft, so wird er ein Mohrenkönig oder ein chinesischer Admiral oder ein Robinson. Und Leute, die das Zeug dazu haben, die sind mir immer zu schade, um hinter Schloss und Riegel zu verkommen. . . . Was war hier Gerechtigkeit! Dieser Opitz, der für seiner Sünden Schuld hat zahlen müssen . . . " (W.VI.S.102). Und die Gattin Espes, die wie alle Frauen ihrer Art sehr tolerant und gutmütig ist, stimmt dem Dr. Unverdorben zu.

Die Espe-Gesellschaft erscheint zuletzt nach dem Tode Lehnerts und dem Bekanntwerden des Briefes Obadjas an die Gerichtsbehörde seiner Heimatstadt. Espe ist inzwischen "Geheimer" geworden und als Vertreter des staatlichen Gesetzes hatte er - mit dem Orden III. Klasse auf der Brust - sogar einen freundlichen Gruss des Kronprinzen bekommen. Er unterdrückt ein kurzes Gefühl des Mitleids für Lehnert und gibt den Damen seiner Gesellschaft einen Verweis für ihre Lehnert Begeisterung: "Was heisst quitt? Wer das Schwert nimmt, soll durch das Schwert umkommen; das ist 'quitt'. Der Staat, wenn ich mich so ausdrücken darf, ist in diesem Fall in seinem Recht leer ausgegangen, und die Justiz hat das Nachsehen. Und das soll nicht sein und darf nicht sein. Ordnung, Anstand, Manier. Ich bin ein Todfeind aller ungezügelten Leidenschaften "(W.VI.220).

Die zwei biblischen Worte "Die Rache ist mein, spricht der Herr" und "Wer das Schwert nimmt, soll durch das Schwert umkommen", die auch Obadja einmal mit einem Seitenblick auf Lehnert für seine Predigt auf der grossen jährlichen Mennonitenfeier gewählt hatte, symbolisieren das Neue und das Alte, das Humane und das Inhumane; die Worte St. Pauls "Die Rache ist mein. . ." stehen für das Neue, für den Wunsch des Men-

schen und des Dichters Fontane nach einer neuen Menschlichkeit, die an die Stelle des toten Buchstabenglaubens treten soll. In der zuletzt von Geheimrat Espe aber in anderem Sinne als dem des Obadja - ausgesprochenen Sentenz "Wer das Schwert nimmt, soll durch das Schwert umkommen" drückt er das Alte, die Intoleranz und Starrheit des Gesetzes aus.

Lehnert Menz, der nicht der weltlichen Gerichtsbarkeit ausgeliefert wird, wie es Espe so sehr gewünscht hatte, ist nach den Schilderungen seines Lebens ein Einzelfall, in dem sich die "zwei Seiten" der Dinge manifestieren. Er stirbt, allein, in der Einsamkeit der Berge von Kansas und beugt sich vor seinem Tode vor dem Richter in seinem Innern, seinem Gewissen, dem einzigen für ihn massgeblichen Richter. Lehnert beweist bis zu seinem Ende, dass er die "innere Ehre" immer besessen hat, gleichgültig aus welchen Quellen sie stammte, denn sein Vergehen an dem Förster war für ihn ein "Ehrenhandel", anderer Art als der eines Duells, bei dem er eine Schuld zu begleichen hatte. Die religiösen Gesetze decken sich in diesem Fall mit den weltlichen und mit den Geboten der Ethik. Er bezahlt seine Schuld ohne zu klagen, ja er scheint sogar erlöst zu sein von einem ihn immer verfolgenden Schuldgefühl, denn nach den ersten biblischen Worten ist sein letztes: "Ich

hoffe: quitt " (W.VI.S.213).

Das religiöse Element wird in Quitt - im Gegensatz zu Cécile, wo es immer nur gestreift wurde - zu einem der wichtigsten Bausteine des Romans und steht in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Ehrbegriff. Der persönlich dem Dogma fernstehende Dichter stellt das Ethisch-Moralische in der religiösen Sekte der Mennoniten den beiden grossen orthodoxen Konfessionen in seinem Heimatland gegenüber. Er sieht in ihrem tätigen Christentum, im dem er eine schwarz-weiss Zeichnung vermeidet, wahre Menschenliebe und eine seinem Zeitalter angepasste wirksame Pädagogik, die nach seiner Meinung den orthodoxen Konfessionen fehlte.

Neben dem Religiösen, der calvinistischen "Bestimmung" des Lehnert Menz schwingt wieder, wie in Unterm Birnbaum, die andere Seite des Übersinnlichen als Fatum mit. Somit war dem Lehnert nach seiner "Bestimmung" von Anfang an ein Streben nach Ehre, Ansehen, Glück, Liebe, nicht vergönnt, statt dessen war ihm ein früher Tod beschieden. Das "Fatum" lässt L'Hermite dem Leben erhalten bleiben, aber ebenfalls nur unter der Bedingung, dem Streben zu entsagen. Im Kontrast dazu und mit ironisch-kritischem Abstand entwickelt der Dichter die Geschichte des Geheimrats Espe in den drei kurzen Abschnitten in denen er

mit seiner Familie erscheint. Seine glänzende Karriere wird nicht - oder nicht in so grossem Masse - auf was Walten von übersinnlichen Mächten zurückgeführt, sondern auf die nicht immer ehrenvollen Beziehungen der Menschen zueinander. Der Dichter erörtert mit Ironie wie ein Geheimrat Espe, der der "inneren" Ehre ermangelte, sich im Laufe der Jahre die "äussere" Ehre in der Form von Ansehen, Rang und Auszeichnungen erworben hatte. In der Gegenüberstellung des in seiner Welt fest verankerten "Bourgeois" Espe mit den beiden Protagonisten Lehnert Menz und L'Hermite, die von ihrer Welt ausgestossen worden waren, oder sich von ihr abgesetzt hatten, weist der Dichter auf die Ambivalenz der Ehre und den Widerspruch in der Gerechtigkeit hin. Durch das Einsetzen einer rätselhaften Macht vermeidet er jedoch bei den beiden Ausgestossenen eine direkte Auseinandersetzung mit der weltlichen Justiz. Er stellt sie vor ihr eigenes Gericht, im Falle Lehnerts - sein Gewissen.

Anmerkungen

1. Für eine kurze Übersicht über das Leben und Wirken des schweizer Erziehers und Sozialreformers Johann Heinrich Pestalozzi (1746-1827) sei auf den Grossen Brockhaus verwiesen. Darin heisst es: " In Lienhard und Gertrud . . . schilderte er Pestalozzi in Romanform die Lebenswirklichkeit in Dorf, Erbherrschaft, Amt und Staat und fand in Haus und mütterlichem Wirken die Urform für alle erzieherischen Bestrebungen." Der Grosse Brockhaus. Sechzehnte, völlig neu bearbeitete Auflage in zwölf Bänden. (Wiesbaden: F.A.Brockhaus, 1956) IX, S.91 f.
2. Brief an seine Tochter Mete v.16.6.1885. Theodor Fontane. Von Dreissig bis Achtzig. Hrsg. Hans-Heinrich Reuter (Leipzig: Dieterich, 1959).
3. Vgl. das Nachwort zu Quitt von E . Gross. (W.III.S.315). Vgl. ebenso Georg Lukács, Deutsche Literatur in zwei Jahrhunderten. Der alte Fontane (Berlin:Luchterhand, 1964) S.485. Lukacs betont die "Nähe der blossen Belletristik in Quitt, da Fontane die meisten Details des zweiten Teils aus zweiter Hand genommen hatte. Demetz sagt ungefähr dasselbe. Peter Demetz, Formen des Realismus: Theodor Fontane. Kritische Untersuchungen (München: Hanser, 1964) S.107.
4. Hans-Heinrich Reuter sieht die Bedeutung des Romans zum Teil darin, dass der französische Anarchist L'Hermite "exilant nicht mehr aus religiösen, sondern aus politischen Überzeugungen" geworden ist. Hans-Heinrich Reuter, "Theodor Fontane". Deutsche Dichter des 19. Jahrhunderts, Hrsg. Benno von Wiese (Berlin: Erich Schmidt, 1969), 557-598.
5. Brief an seinen Sohn Theo v. 12.8.1895. Theodor Fontanes Briefe an seine Familie (Berlin: Friedrich Fontane, 1905)II.
6. In einem Brief an seinen Sohn Friedrich v..11.8.1892 nennt Fontane den L'Hermite eine "sehr gelungene Figur". Theodor Fontane, Briefe I. An den Vater die Mutter und die Frau. Hrsg Kurt Schreinert (Berlin: Propyläen, 1968).

7. Nach Hans-Heinrich Reuter entlehnte Fontane einige der Geschichten L. Hermites aus dem Werke von Lorenz von Stein: Der Sozialismus und Kommunismus im heutigen Frankreich. Reuter gibt an, dass Lorenz von Stein (1815-1890) ein Agent der preussischen Regierung in Frankreich gewesen wäre und "ein entschiedener Gegner jedes echten sozialen Fortschritts, und er lehnte die bürgerliche Revolution ab. Gleichwohl war sein Buch durch die Information, die es vermittelte, wichtig für das abgeschlossene deutsche Lesepublikum, und auch Fontane zog mannigfaltigen Nutzen daraus." Hans-Heinrich Reuter, Fontane (München: Nymphenburger) I, S. 204 f.
8. Fontane gebraucht das Wort "Idee" selbst des öfteren in Verbindung mit den aufkommenden Arbeiterfragen und der sozial-demokratischen Partei. Nach einem Attentat des Anarchisten Nobiling auf Kaiser Wilhelm I. hatte Bismarck die neue Partei dafür verantwortlich gemacht. Fontane antwortete seiner Frau auf eine bestürzte Frage, wie man solche Revolutionen sonst behandelt hätte: "Sie [die Arbeiter] vertreten nicht bloss Unordnung und Aufstand, sie vertreten auch Ideen, die zum Teil ihre Berechtigung haben und die man nicht totschiagen oder durch Einkerkierung aus der Welt schaffen kann. Man muss sie geistig bekämpfen, und das ist, wie die Dinge liegen, sehr sehr schwer - vorläufig ist übrigens noch keine Gefahr." Brief an Frau Emilie v. 5.6.1878. Theodor Fontane, Von Dreissig bis Achtzig. Hrsg. Hans-Heinrich Reuter (Leipzig, Dieterich, 1959).

Nachwort

Zum Schluss soll bemerkt werden, dass ich einige der bekannteren Werke Fontanes, etwa Effie Briest, Irrungen Wirrungen und Der Stechlin, in meine Besprechung nicht einbezogen habe, weil der Dichter in ihnen mit Bezug auf den Begriff der Ehre eine ähnliche Thematik berührt, wie in den von mir untersuchten Werken. Es handelt sich auch in ihnen um die Konfliktstellung des Menschen zwischen Ich und Welt, das heisst, um seine Wahl zwischen der von der Gesellschaft geforderten oder auch dargebotenen Ehre und dem ihm selbst innewohnenden ethisch-moralischen Prinzip, also um das, was im Vorhergehenden als innere und "äussere Ehre bezeichnet worden ist, sodass die Einbeziehung weiterer Werke zur Behandlung des Themas nicht notwendig war.

In einer Betrachtung des Standpunkts des Dichters in seinem Jahrhundert kann er, von der Philosophie ausgehend, in der Mitte zwischen Hegel und Nietzsche gesucht werden. Vom literaturgeschichtlichen Gesichtspunkt aus steht er ebenfalls in einer Mitte. Er schaut noch zurück auf den Idealismus Friedrich von Schillers, geht aber auf der andern Seite dem Naturalismus Gerhart Hauptmanns entgegen. Auf dem ökonomischen und soziologischen Sektor ist er Zeuge des Absterbens des Handwerks und der Umwandlung vom Agrar-zum Industriestaat.

Man kann daher bei der Beschreibung des Lebens und der Werke des Dichters von einer Polarität im grossen und kleinen Raum sprechen, wenn man mit dem grossen Raum die

Zeit, in der er lebt und mit dem kleinen seine Werke bezeichnet. In den letzteren manifestiert sich die Polarität des Ehrbegriffes zwischen innerer und äusserer Ehre, die sich auf den zivilen, wie auch auf den militärischen Sektor erstreckt. Mit Bezug auf die Ehre erscheint die Polarität in dem Augenblick als Konflikt, in dem sich das Gleichgewicht nach der einen oder der anderen Seite verschiebt. Der Dichter lässt seine Gestalten einerseits die von ihrer Gesellschaft aufgestellte Ehre, wie Ansehen, Rang, Ruhm, Besitz, anerkennen, weist aber gleichzeitig auf die Nichtigkeit des Strebens hin. Wie eingangs in dem Spuch erwähnt, verinnerlicht er daher die Ehre und pocht auf das immanente Ehrgefühl des Menschen. Der entstehende Konflikt kann aber meist nicht gelöst werden.

Trotzdem bleibt Fontane immer auf der Suche nach dem Sinn des Lebens, er verliert auch den Anker seiner Humanität und Toleranz nicht. Erst eine Generation später verschwindet die Polarität, eine Leere entsteht, und der Weg zum Nihilismus wird frei.

Der Konflikt mit Bezug auf den Begriff der Ehre und die sich daraus ergebende Ambivalenz des Menschen ist der Literatur um die Mitte des vorigen Jahrhunderts eigen. Fontane ist einer der bekanntesten Vertreter dieser Dialektik und, wie in den vorhergehenden Kapiteln aufgewiesen worden ist, spiegelt sich seine Zeit, als Übergangszeit, wenn auch in einem begrenzten Raum, mehr als in denen einiger anderer Dichter.

BIBLIOGRAPHIE

I. FONTANE.

A. Primärliteratur.

1. Theodor Fontane, Sämtliche Werke, Hrsg. Edgar Gross u. Kurt Schreinert; Bd. 14,15: Jutta Neuendorff-Fürstenau; 17: Charlotte Jolles, München: Nymphenburger Verlagshandlung, 1959-64 .

Davon:

Band I,	<u>Vor dem Sturm.</u>
" II,	<u>Graf Petofy, Ellernklipp, Schach von Wuthenow.</u>
" III,	<u>Grete Minde, Irrungen Wirrungen. Stine, Unterm Birnbaum.</u>
" IV,	<u>L'Adultera, Cécile, Die Poggenpuhl</u>
" VI,	<u>Quitt, Mathilde Mohring.</u>
" IX,	<u>Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Die Grafschaft Ruppin.</u>
" X,	<u>Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Das Oderland.</u>
" XIV,	<u>Meine Kinderjahre.</u>
" XV,	<u>Von Zwanzig bis Dreissig.</u>
" XVI,	<u>Kriegsgefangen. Erlebtes 1870. Aus den Tagen der Okkupation.</u>
" XVII,	<u>Aus England und Schottland.</u>
" XX,	<u>Balladen und Gedichte.</u>

(Die im Text vorkommenden Anmerkungen beziehen sich auf die obige Ausgabe, wobei der Band mit römischen und die Seitenzahl mit arabischen Ziffern angegeben ist).

2. Theodor Fontane. Gesammelte Werke. Jubiläumsausgabe. in zwei Reihen von je fünf Bänden, Berlin: S. Fischer, 1919-1920..

Davon die zweite Reihe:

Autobiographische Werke, Briefe.

3. Einzelausgaben.

- a. Theodor Fontane. Aufsätze zur Literatur. Hrsg. Kurt Schreinert. München: Hanser, 1965.
- b. Theodor Fontane. Schriften zur Literatur. Hrsg. Hans-Heinrich Reuter. Berlin: Aufbau, 1960.
- c. Der junge Fontane. Dichtung, Briefe, Publizistik. Hrsg. Karl Richter. Berlin: Aufbau, 1969.

4. Briefe.

- a. S. Briefe unter 2.
- b. Theodor Fontanes Briefe an seine Familie. 2 Bände. Berlin: Friedrich Fontane, 1905.
- c. Theodor Fontanes Briefe an seine Freunde. 2 Bände. Zweite Sammlung. Hrsg. Otto Pniower und Paul Schlenther. Berlin: Friedrich Fontane, 1910.
- d. Theodor Fontanes Briefwechsel mit Wilhelm Wolfsohn. Hrsg. W. Wolters. Berlin: Bondi, 1910.
- e. Theodor Fontane, "Briefe und Tagebuch". Einleitung von Mario Krammer. Die Neue Rundschau, 30 (1919) 1427-1450.
- f. Der Briefwechsel von Theodor Fontane und Paul Heyse 1850-1897. Hrsg. Erich Petzet. Berlin: Weltgeist-Bücher, 1929.
- g. Theodor Fontane. Briefe an Georg Friedländer. Hrsg. Kurt Schreinert. Heidelberg: Quelle & Meyer, 1954.
- h. Theodor Fontane - Leicht zu leben ohne Leichtsinn. Briefe. Hrsg. Friedrich Seebass, Witten, Berlin: Eckart Verlag, 1958.

- i. Theodor Fontane. Von Dreissig bis Achtzig.
Hrsg. Hans-Heinrich Reuter. (Sammlung
Dieterich, Band 248.) Leipzig: Dieterich,
259.
- j. Jutta Neuendorff - Fürstenau, Briefe Theodor
Fontanes an Fr. Wilh. Holtze", Jahrbuch der
Deutschen Schillergesellschaft 4, (1960),
358-362.
- k. Theodor Fontane. Briefe. Hrsg. Dr. Christfried
Coler. Berlin: Das Neue Berlin, Band 2, 1963.
- l. Theodor Fontane. I. Briefe an den Vater, die
Mutter und die Frau. Hrsg. Kurt Schreinert.
Zu Ende geführt und mit einem Nachwort
versehen von Charlotte Jolles. Berlin:
Propyläen, 1968. II. Briefe an die Tochter
und Schwester. Berlin: Propyläen, 1969.
- m. Theodor Fontane. Briefe an Hermann Klettke,
Hrsg. Helmuth Nürnberger. München: Hanser,
1969.
- n. Theodor Fontane. Briefe an Julius Rodenberg.
Hrsg. Hans-Heinrich Reuter. Berlin: Aufbau,
1969.

B. Sekundärliteratur.

1. Werke über Fontane.

- Attwood, Kenneth. Fontane und das Preussentum.
Berlin: Heude & Spener, 1970.
- Bosshart, Adelheid. Fontanes Historische Romane.
Winterthur: P.G.Keller, 1957.
- Demetz, Peter. Formen des Realismus: Theodor Fontane.
Kritische Untersuchungen. (Reihe Literatur als
Kunst). München: Hanser, 1964.
- Fürstenau, Jutta. Fontane und die märkische Heimat.
Berlin: Ebering, 1941.
- Reuter, Hans-Heinrich, Hrsg. Märkische Romanze.
Berlin: Verlag der Nation, 1962.

Reuter, Hans-Heinrich. Fontane. 2 Bände. München: Nymphenburger, 1968.

Richter, Karl. Resignation. Eine Studie zum Werk Theodor Fontanes. Stuttgart: Kohlhammer, 1966.

Koch, Herbert. Fontane. Berlin und das 19. Jahrhundert. Berlin: Weiss, 1962.

Strech, Heiko. Theodor Fontane. Die Synthese von Alt und Neu: Der Stechlin als Summe des Gesamtwerkes. Berlin: Erich Schmidt, 1970.

Wandrey, Conrad. Theodor Fontane. München: Ch. Beck, 1919.

2. Artikel über Fontane. Dissertationen, bibliographische Hilfsmittel.

Berend, Eduard. "Die historische Grundlage von Theodor Fontanes Erzählung Schach von Wuthenow." Deutsche Rundschau 50 (1924), 168-182.

Erler, Gotthard. "Zur Entstehungs- und Wirkungsgeschichte Fontanescher Romane." Fontane Blätter. Sonderheft 2, Potsdam: Fontane Archiv, 1969.

Friedrich, Gerhard. "Die Schuldfrage in Fontanes Cécile." Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 14 (1970) 520-525.

Goldammer, Peter. "Theodor Fontanes Romane und Erzählungen." Fontane Blätter. Band 2, Heft 2, Potsdam: Fontane Archiv, 1968.

Hayes, Charles Nelson. "Symbol and Correlative in Theodor Fontane's Fiction." Diss. Brown University, 1967.

Hohendahl, Peter Uwe. "Theodor Fontane: Cécile. Zum Problem der Mehrdeutigkeit." Germanisch-romanische Monatsschrift. N.F. 18 (1968), 381-405.

Jolles, Charlotte, "Zu Fontanes dichterischer Entwicklung." Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 4 (1960), 400-424.

- Jolles, Charlotte. "Fontanes Mitarbeit an der Dresdner Zeitung." Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 5 (1961), 345-375.
- Jolles, Charlotte. "Zu Fontanes literarischer Entwicklung im Vormärz." Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 12 (1969), 419-425.
- Koester, R. "Theodor Fontanes Bibliographie & Supplement." German Quarterly, 41 (1968), 646-659.
- Linn, Rolf Norbert. "Prussia and the Prussians in the Works of Theodor Fontane." Diss. Stanford University, 1949.
- McCluny, Daniel C. Jr., "The Reception of the Gentleman Concept in Germany." Diss. Stanford University, 1949.
- Mittenzwei, Ingrid. "Theorie und Roman bei Theodor Fontane" in: Reinhold Grimm, Hrsg., Deutsche Romantheorien, Frankfurt: Athenäum, 1968, S. 233-250.
- Moltmann-Wendel, Elisabeth. "Hoffnung - jenseits von Glaube und Skepsis." Theologische Existenz heute. N.F. 113 (1964).
- Oberle, Werner. "Der Adelige Mensch in der Dichtung. Eichendorff. Gotthelf. Stifter. Fontane." in: Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur. Basel: Schwabe & Co., 1950. S. 95-112.
- Ohl, Hubert. Bild und Wirklichkeit. Studien zur Romankunst Raabes und Fontanes. Heidelberg: Lothar Stiehm, 1968.
- Pleister, Werner, Hrsg. Theodor Fontane und München. München: Stadtbibliothek, 1962.
- Reuter, Hans-Heinrich. "Theodor Fontane. Entscheidung und Meisterschaft." Diss. Jena 1967.
- Reuter, Hans Heinrich. "Theodor Fontane", in: Benno von Wiese, Hrsgb., Deutsche Dichter des 19. Jahrhunderts. Berlin: Erich Schmidt, 1969, S. 557-598.

- Rhyn, Hans. "Theodor Fontanes Bearbeitung altenglischer und schottischer Balladen aus den Sammlungen Percy und Scott." Diss. Bern, 1913.
- Sagave, Pierre-Paul. "Aspects du Protestantisme dans les romans de Fontane". Etudes Germaniques, 14 (1959), 22-39.
- Schobess, Joachim, Hrsg. Literatur von und über Theodor Fontane. Zweite, bedeutend vermehrte Auflage. Potsdam: Fontane Archiv, 1965.
- Schreinert, Kurt. "Allerlei Ungedrucktes über und von Theodor Fontane." Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 4 (1960), 371-77.
- Thanner, Joseph. "Die Stilistik Theodor Fontanes." Diss. Rutgers State University, 1967.
- Wagner, Walter. "Die Technik und Vorausdeutung in Fontanes Vor dem Sturm und ihre Bedeutung im Zusammenhang des Werkes." Diss. Marburg, 1966.
- Zieglschmid, A.J.F. "Truth and Fiction and Mennonites in the Second Part of Theodor Fontanes Novel Quitt: The Indian Territory." The Mennonite Quarterly Review, 16, No. 4, 1942.

II. WERKE ANDERER AUTOREN UND HILFSMITTEL

A. Geschichtliche und sprachgeschichtliche Werke und Artikel.

- Grundriss der Geschichte III, Bürgerlicher Liberalismus und nationale Bewegung. Hrsg. Prof. Dr. F. Schnabel et al. Stuttgart: Klett, ohne Datum.
- Jones, George Fenwick, Honor in German Literature. Chapel Hill: North Carolina University Press, 1959.
- Maurer, Friedrich. "Tugend und Ehre." Wirkendes Wort, 1 (1951-52), 76-80.
- Schoeps, H.J. Die Ehre Preussens. Stuttgart: Friedr. Vorwerk, 1951.

Schopenhauer, Arthur. Aphorismen zur Lebensweisheit. Hrsg. A. Fiedler. 3. Aufl. Berlin: Wegweiser, 1924.

Stein, Lorenz von. The History of the Social Movement in France 1789-1850. Übers. v. Kaethe Mengelberg. New Jersey: Bedminster Press, 1964.

B. Lexigraphische Werke.

Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. 10 Bände. Hrsg. Hanns Bächtold-Stäubli und E. Hoffmann-Krayer. Berlin: de Gruyter, 1927-1942.

Staatslexikon der Görres-Gesellschaft, 5 Bände, 2. Aufl. Hrsg. Hermann Sacher. Görres Ges. Freiburg im Breisgau, 1926-1932.